

Der blinde Bauer

Novellen von K. H. Ball



Kurt Herwarth Ball

Der blinde Bauer

Novellen



1939

Ludendorffs Verlag GmbH., München 19

Druck von Ludendorffs Verlag GmbH., München

Inhalt:



Alltag

Vor acht Jahren hat Anna Merkel den Johann Pauser geheiratet, obwohl ihr immer wieder gesagt worden war, sie solle die Hände von dem Manne lassen; denn glücklich würde sie mit ihm nie werden. Anna ist auch selbst, als sie einmal den Vater von Johannes sah, zurückgeschreckt, stand doch in dessen Gesicht groß und grauenhaft die Trunkenheit geschrieben; aber nachher hat sie sich dann von dem Jungen doch überreden lassen und ist seine Frau geworden. Zuerst hat wochenlang und monatelang alles gut gegangen. Die Freunde und Bekannten, die Johann Pauser von früher kannten, sind erstaunt gewesen und haben gemeint, die junge Frau wüßte ein Mittel, um den Mann bei sich zu halten. Pauser hat auch immer wieder allen Lockungen seiner alten Kumpane widerstanden, bis dann Anna niederkam im ersten Ehejahr. Sei es nun, daß Johann Pauser aus Freude über die Geburt eines Kindes eine oder zwei Runden Bier und Schnaps gegeben hatte, oder war es daher gekommen, daß das Kind totgeboren war oder wenigstens zu seinem eigenen Heile nach wenigen Minuten Atmen starb, und der Mann von seinen Freunden in zynischer Weise darauf hingewiesen wurde, daß seine Enthaltsamkeit doch keinen Zweck habe, wie man ja sehe — jedenfalls als

Anna Pauser nach dieser schweren Geburt aus dem Krankenhaus kam, hatte Pauser sein altes Treiben wieder aufgenommen. Die Frau stellte sich dem mutig entgegen; sie tat alles, was eine Frau, die um den Mann und um sich selbst besorgt ist, nur beginnen kann — sie stand zuletzt am Lohntage vor dem Tor der Fabrik, wiewohl ihr dies Warten am allerschwersten wurde und sie sich für den Mann schämte, dessen Kumpane sie mit rohen Worten begrüßten.

Anna Pauser wußte nichts von Erbgesundheit und dem, was heute die Menschen im Streben nach einem reinen Volkskörper beseelt; sie stand nur vor der Tatsache, daß der Mann ja auch anders sein konnte, wie die ersten Monate ihrer Ehe zeigten, nun aber ergriffen war von dem Erbübel seiner Familie und, wie Anna Pauser mit einem gelinden Grauen voraussah, immer tiefer sinken würde und eines Tages, wie es nicht anders sein würde, aus der Arbeit gehen mußte. — Damals waren drei Jahre hingegangen und die Frau hatte schon manchmal die grobe Hand des Mannes spüren müssen, wenn er trunken nach Hause kam. Sie war nun das dritte Mal in guter Hoffnung, aber es zeigte sich bald, daß die Unnatur des Mannes alles Leben schon im Augenblick des Werdens mit dem Keim des Todes belastete — und doch, wie gern hätte sich die junge Frau zu den anderen Nöten noch die Sorgen um die Kinder aufgeladen. Mehr als ein Bekannter aber sagte, sie könne froh sein, immer nur die Qual einer unfruchtbaren Geburt ertragen zu

müssen, statt vielleicht Jahre und Jahre ihres Lebens an Kinder wegzugeben, die das Erbe des Vaters in fürchterlicher Weise offenbarten.

Sie hatten die erste schöne Wohnung längst verlassen müssen, und es wäre ihnen wohl noch schlechter gegangen, hätte die Frau nicht zugegriffen, um mit eigener Arbeit das Geld heranzuschaffen, das der Mann vertrank und verspielte oder gar nicht verdiente, wenn er in immer kürzeren Abständen aus seinen Arbeitstellen gewiesen wurde.

Die Frau, trotz aller Nöte und Sorgen immer noch gut anzusehen, lebte neben dem zerfallenden Manne hin, mochte nicht weglaufen, und wenn es auch Unverstand war, so sagte sie, sie habe den Mann entgegen aller gutgemeinten Ratschläge und Worte geheiratet damals und habe nun auch wohl kein Recht, von sich aus eine Trennung herbeizuführen. Indes wurde die Qual dieser Ehe oder dieses Zusammenseins immer größer, und es geschah nach einiger Zeit, daß Anna Pauser zusammenbrach auf ihrer Arbeitstelle. Der Mann war in jenen Wochen wieder ohne Arbeit, so daß sie nun fast hungern mußten, Pauser aber, ohne Rücksicht auf die Schwäche der Frau, verlangte alles von ihr, gängelte und trieb sie an, ja, er machte ihr Vorwürfe und schlug sie, weil kein Geld im Hause war.

Als Anna Pauser wieder auf Arbeit ging und auch der Mann durch einen glücklichen Zufall für einige unbestimmte Zeit Geld verdiente, geschah es eines Vor-

mittags, daß die Nachbarin, vom Einkaufen heimkommend, Gasgeruch vor der Pauserschen Wohnung verspürte und sogleich, nichts Gutes ahnend, den Hausverwalter verständigte, der die Polizei herbeirief. Man fand Johann Pauser neben dem Gasherd liegen, tot schon seit Stunden, und, wie die Mordkommission feststellte, wohl beim Versuch, sich Kaffee zu bereiten, in seiner Trunkenheit niedergefallen. Dabei habe er sich dann eine Kopfwunde zugezogen, sei ohnmächtig geworden und in diesem Zustand liegen geblieben, wobei er das Gas, das dem schon geöffneten Hahn entströmte, eingeatmet habe. Nachdem Anna Pauser von der Arbeit geholt und vernommen worden war, aber nur aussagen konnte, daß der Mann, als sie zur Arbeit ging, noch nicht nach Hause gekommen war, konnte der angenommene Tatbestand als feststehend bezeichnet werden, zumal durch weitere Zeugenaussagen bestätigt wurde, wie oft Pauser gerade in der letzten Zeit erst des Morgens nach Hause gekommen war, und daß er tatsächlich die letzte Nacht seines Lebens außer dem Hause in einer bestimmten Gegend verbracht hatte.

Der ursprüngliche Verdacht, die Frau, weil sie das Zusammenleben mit dem Manne nicht mehr ertragen konnte, sei Schuld an seinem Tode und der Unfall von ihr nur vorgetäuscht, wurde also nach einigen Stunden fallen gelassen.

So war Anna Pauser durch das eigene Verschulden des Mannes von ihm und der unendlichen Qual befreit,

konnte aufatmen und konnte nun auch ein anderes, ein neues Leben beginnen. Sie war eine Frau, die wohl auch nur aus einfachen Kreisen kam, aber durch ihre sittliche Kraft weit höher stand als der Mann, der Sproß einer Trinkerfamilie. Anna Pauser hatte in all den Jahren nie vergessen, wo die Grenze zwischen Recht und Unrecht lag, sie war darin oftmals sehr feinfühlig gewesen, und war vor allem immer einen geraden, wenn auch oft mühsamen Weg gegangen. Nun also stand sie allein und konnte mit neuem Mut ein neues Leben beginnen, und es war wohl anzunehmen, daß die immer noch junge und ansehnliche Frau eine Zukunft haben würde, die den Erwartungen entsprach, die sie vor der Ehe mit Johann Pauser von ihrem Leben haben konnte, zumal sie jetzt durch das Erlebnis mit ihm gereift und wissend geworden war.

*

Der Kriminalkommissar, der die Untersuchung in der Unfallsache Pauser geleitet hatte, saß in seinem Zimmer, als ihm eine Frau gemeldet wurde. Er war einigermaßen erstaunt, als Anna Pauser vor ihm stand. Was denn sei, war seine erste Frage, ob — und dabei richtete er sich auf — ob denn vielleicht doch noch ein Wort gesagt werden müsse in der Angelegenheit, die zweite.

Anna Pauser atmete tief auf; sie schloß einmal die Augen für einen kurzen Zeitraum, dann begann sie zu sprechen. Sie sagte, sie habe ein Geständnis zu machen. An dem Tod von Johann Pauser — sie nannte seinen Namen,

um so den Abstand unwillkürlich größer zu machen — wäre sie nicht unschuldig. Freilich, sie fühle sich unschuldig, oder wenn nicht so, so doch zu dem berechtigt, was sie getan habe. Pauser sei an jenem Morgen nach Hause gekommen, als sie weggehen wollte. Er habe sie geschlagen, habe Kaffee verlangt und sei auf ihre Ablehnung hin in die Küche gegangen, wohin sie ihm folgen mußte, da er sie mit brutaler Gewalt hinter sich herzog. Hier habe er, sie immer noch mit einer Hand haltend, den Gashahn geöffnet, so daß sie schon fürchten mußte, er wolle irgendein Teufelsstück mit ihr beginnen — aber ehe er Feuer anzünden konnte, sei ihm wohl übel geworden; er habe jedenfalls zu taumeln begonnen und sie habe ihn von sich gestoßen, so daß er, immer noch trunken wankend, sich nicht halten konnte und niedergefallen sei. Dabei habe er sich dann wohl den Kopf aufgeschlagen, das wisse sie aber nicht, da sie schnell aus der Wohnung gelaufen sei.

Der Kriminalkommissar unterbrach die Frau mit keinem Wort, sprach auch nun nicht, da sie schwieg, sondern deutete nur auf einen Stuhl. Anna Pauser setzte sich, atmete einige Male tief auf, wie um ein engendes Gewand von ihrem Leib zu streifen, dann sprach sie weiter. Sie sagte: „Ich hatte den Augenblick vergessen, daß Pauser schon den Gashahn geöffnet hatte. Ich dachte nur, von ihm frei und aus der Wohnung zu kommen. Denn hätte ich meine Arbeitstelle zu spät erreicht, so hätte ich einen Groschen bezahlen müssen. Als ich dann

gerufen wurde und Pauser tot war, habe ich befreit aufgeatmet; daß ich mitschuldig sein könnte an seinem Tode, ist mir nicht eingefallen. Ich kann es mir auch heute noch nicht denken. Er hatte auch wohl gar kein Recht mehr auf sein sogenanntes Leben. Aber — darüber zu urteilen steht mir ja wohl kein Recht zu. Er war ein verwahrloster Mensch, ein Trinker, der nur durch meine Arbeit immer noch hochgehalten wurde in seiner Kleidung. Ich habe keine Gewissensbisse, oder wie man so sagt, empfunden; ich bin ganz ruhig gewesen die beiden Tage. Nur — ehrlich wollte ich bleiben, ehrlich vor den Menschen und mir selbst — deshalb komme ich hierher. Ich habe nie etwas getan, das ich nicht hätte tun dürfen, und ich will auch nicht urteilen, ob er seinen Tod verdient hat und ob ich etwas getan habe, das ich hätte vorher anders überlegen müssen."

Anna Pauser stand auf. Es war wohl eigentlich nichts mehr zu sagen; aber wie sie den Mann ins Gesicht sah, sprach sie noch: „Ich bin mir die beiden Tage klar geworden, daß ich Ihnen das sagen mußte. Ich weiß nicht, wie die Gerichte sprechen müssen nach ihren Vorschriften. Aber —" Sie schwieg wieder und schloß die Augen. Sie ließ den Kopf für einen Augenblick sinken; dann richtete sie sich auf. „Es muß ein jeder wohl ehrlich bleiben. Und wenn man eine Schuld findet, so will ich sie tragen. Schlimmer als das Leben mit Johann Pauser kann es nicht werden."

*

Es war ein grauer Herbsttag, als Anna Pauser aus dem Gerichtsgebäude trat. Es hat sie niemand von den Menschen, die durch den Alltag gingen, darnach gefragt, ob sie schuldig oder nichtschuldig gesprochen sei. Sie begann darnach ein Leben, das kaum anders war als zuvor, arbeitete und schaffte; der Unterschied war nur, daß sie von da an ein kleines Lächeln um den Mund trug, das zuvor niemand an ihr gesehen hatte. Anna Pauser konnte so sein, weil sie sich frei wußte von der Schuld, etwas, ein Geringes verschwiegen zu haben.

Der blinde Bauer

Der Mann da auf dem Weg, der mit dem zagen Gang und dem sorgsamen Stockfühlen des Blinden herangekommen ist und, als der Wind seine bloße Stirn berührte, stehen blieb, hebt den Kopf. Ganz tief atmet er den süß-schweren Ruch der Roggenblüte ein. Und das Antlitz, eben noch hart, verschlossen, nach innen gekehrte Schau offenbarend, löst sich unter dem Fächeln des Windes. „Roggenblüte", sagt er, unhörbar formen seine Lippen die Worte. Er geht nicht weiter, senkt das Haupt wieder und beugt es tiefer, gleichsam, als wolle er den Wind und den Ruch über sein Haar hinstreichen lassen als Segen. Er steht, wie die großen Deutschen Kirchenmaler den Gottsucher dargestellt haben, steht und harrt.

Leise und vorsichtig kommt eine Stimme den Weg heran: „Guten Morgen, Herr Stark." Schnell, beinahe unwillig hebt der Bauer den Kopf, sichtlich unangenehm berührt von der Störung seiner seltenen Weihestunde. Dunkelhart entgegnet er: „Tag, Herr Pfarrer." Und seine Hand greift in das armnahe Roggenfeld und hält einen Büschel blühender Ähren fest.

„Immer trifft man Sie zwischen den Feldern, Bauer."
„Wo soll ich anders sein? Der Bauer gehört in die Felder", antwortet Bauer Stark. „Wie ich morgens im Stall bin, das Vieh zu hören, so bin ich den Tag über hier draußen, um den Wind zu hören, wie er im Korn raunt, um den Ruch zu atmen. — Kann ich schon nicht sehen, so will ich doch fühlen und hören und atmen, was meine Felder tun."
„Ja, ja", sagt der Pfarrer. „Man muß sich bewundernd vor Ihrer Größe beugen. Nicht jeder trägt sein Schicksal so ruhig gefaßt, so in Gott geborgen, wie Sie, Bauer."
Der läßt die Halme aus seinen Fingern, daß sie zurückschnellen und mitraunen, mitflüstern, mitsingen in dem ganzen Chor.
„In Gott geborgen — da mögen Sie recht haben, Pfarrer. Aber vergessen Sie nicht, daß ich seit Beginn meiner Blindheit nicht in der Kirche gewesen bin."
„Ich suche Sie alle Sonntage, Bauer."
„Den Weg finde ich nicht mehr, Pfarrer. Den Weg nicht." Er hebt den Kopf plötzlich und die über den toten Augen liegenden Lider sind auf den andern Mann gerichtet. „Kommen Sie deshalb wieder hier vorbei, Pfarrer? Muß ich Ihnen immer wieder sagen, daß auch Ihr Arm und Ihr Wort mich nicht führen können."
„Bauer", beginnt der Pfarrer; „Bauer, wir wollen doch miteinander reden. Es ist eine Zeit des Umbruchs, in der wir leben. Und wer da nicht den Weg nimmt, der seit den Zeiten des Herrn den Menschen vorgezeichnet ist,

kann sehr leicht in die Irre gehen. Und dann?" Da der Bauer nicht antwortet, sucht er nach weiteren Worten. „Wir stehen alle in Gottes Hand, wir tragen unsere Sünden von Geburt an und wir müssen immer wieder bereit sein zur Buße, damit wir das Himmelreich schauen können. Vergessen Sie nicht, Bauer, daß diesem Leben das ewige folgen soll. Über all unserem Tun und Denken und Wollen und Streben steht Gott, er gibt und nimmt — vergessen Sie das nicht in der Zeit des Umbruchs, Bauer. Was heute hier auf Erden zusammengefaßt wird mit großen Worten und bestimmt manchmal mit gutem Willen, das findet erst droben sein Ja und Nein. Und findet es nach dem, ob es für Gott getan ist oder für irdische Dinge. Wir können hier nichts entscheiden; wir müssen immer wieder in Gott bereit sein und Buße tun." Je länger der Pfarrer, sich selbst ermunternd und erwärmend und sich hineinredend in eine Ferne, gesprochen hat, je mehr löst sich die Spannung aus des Bauern Antlitz, es wird lächelnde Weiche. Nun sagt er: „Pfarrer, Sie stehen an einem anderen Ort als ich. Diese beiden Orte sind weit voneinander. Und Ihre Sprache kann nicht zu mir kommen. Der Wind hier, heben Sie die Hand aus — er ist stärker, und der Ruch des blühenden Roggen, atmen Sie ihn — er ist lebensvoller als Ihre Sprache." Der Bauer sagt: „Ich kann seit jenem Unglückstag die Herrlichkeit der Roggenblüte nicht mehr schauen, nicht die Pracht der mähreifen Wiesen, nicht mehr das Spiel der Fohlen und Kälber. Manchmal,

Pfarrer, nehme ich den Pflug zur Hand, wenn er auf dem Hof steht; ich gehe im Frühling und Herbst auch eine Furche hinter ihm, und dann gehen die Pferde so, als wüßten sie, wer hinter ihnen ist; ganz langsam tun sie." Er sagt: „Pfarrer, meine Frau wird mir bald ein Kind in die Arme geben — ich sehe nichts von der Schwere ihrer Mutterschaft, nur meine Hände... Und nun kommen Sie und reden von dem Weg in die Kirche. Meinen Sie, daß ich den finden kann?"

„Bauer" — Der aber hebt die Hand — „Lassen Sie mich aussprechen, Pfarrer. Das muß einmal zwischen uns klar werden. Sie sprachen davon, daß ich mein Schicksal in Gott geborgen trage, und ich sagte ja. Sie sprachen aber von Sünde und Buße. — Pfarrer, wenn einer blind ist, dann geht er alles Geschehen und alles Sein durch, alle Werte und Taten und müht sich, die Rätsel zu lösen. Ich habe in meiner Vergangenheit keine Schuld gefunden, die ich mit Blindheit büßen müßte. Ich habe Tag um Tag gearbeitet an dieser Scholle und habe bis in das letzte Jahr des Krieges unter seinem eisernen Gesetz gestanden. Aber Sünde, Dinge, die jenseits des Weges liegen, den ich als Mensch zu gehen habe, sind nicht da. Soll ich büßen, was andere getan haben — andere, die niemals gewesen sind, von denen nur die Bibel spricht." — Er sagt: „Pfarrer, ich bin Bauer, bin Herr, und hundert und tausend meiner Ahnen waren es. Wir haben immer getan, was um des Hofes willen, um dieser Erde willen not war, der kom-

menden Geschlechter wegen haben wir gearbeitet. Nicht einer anderen Welt wegen. Und es ist kein Bauer, der dabei etwas von seiner Ehre vergeben hat."

Sein Antlitz ist dunkelrot geworden, die toten Augen sind in die Fernen gerichtet, unendliche Weiten erschaut sein seit Jahren nimmer ruhender Geist; alles Große, das leuchtend, wie ein fernes Gemäuer, aufragt, wird in diesem Schauen lebendig und läßt auch des Bauern Antlitz überhellt sein. Und der Pfarrer kann nur schweigen vor der Kraft dieses Ausdrucks. Erst nach einer längeren Pause, in der er den Blütenwolken des Roggens nachgeschaut und sich gefreut hat daran, wie Gottes Hand hier wieder Wunder wirkt und Keime legt für ein neues Werden, da erst sagt er: „Gott" — Wieder aber schnellt des Bauern Hand empor und gebietet ihm ein Halt. Aber noch spricht Bauer Stark nicht gleich, noch wartet er in die Fernen hinein, und der Wind weht und der Roggen blüht, goldengelb liegen die Staubwolken über dem Feld.

„Gott", sagt der Bauer — „Gott, so unendlich viel reden um dieses Weite herum in unserer Zeit, so unendlich viele, die den Dingen des Lebens nachschauen können mit gesunden Augen, die glauben, mit ihren Händen nach Gott greifen zu dürfen, so unendlich viele, die ihr Studium fortgeführt hat von unserer Deutschen Erde, darin Gott geborgen ist. Muß denn erst die Blindheit über alle Menschen kommen, daß sie die Dinge nicht mehr sehen können, nur fühlen und hören und atmen?

Kann denn niemand mehr in sich selbst hineinsehen? Die Eichen stehen in Deutscher Erde und die Roggenhalme stehen in Deutscher Erde und die Menschengeschlechter sind doch auch so hineingefügt. Alles ist unter einem Gesetz." Der Bauer sagt: „Müssen alle denn erst blind werden, daß sie nicht mehr lesen können die fremden Gesänge und Gesetze, und stumm werden, daß keine andere Sprache mehr ist, als die des Windes und Sturmes und die der Vögel und Wasser." Seine Hand hebt sich. „Pfarrer — das Fremde, das da seit tausend und tausend Jahren breit auf der Deutschen Erde liegt und den Deutschen Menschen zwingt, in langen Prozessionen hinter ihm zu schreiten, das lebt doch nur, weil es sich den Deutschen Geist dienstbar gemacht hat. Wie können wir noch um Gott streiten, wenn wir dies wissen? Wir nennen etwas Gott, was unsere Väter so nennen mußten, und unser Blut weiß es anders. Die Sonne scheint überall. Aber die des Südens ist eine andere Sonne als die des Nordens. Und so sind auch die Gesetze verschieden. Entweder sterben wir daran, oder wir zerbrechen sie."

Er schweigt wieder und schweigt eine lange Zeit und wendet den Kopf hin und her und horcht und fühlt mit dem Stock. Und er ruft dann: „Pfarrer!" Und noch einmal verwundert: „Pfarrer!"

Aber da ist nur der Wind, der das Feld Roggen wallen läßt, da ist kein Blütenstaub mehr, der über die metallisch glänzenden Ähren schwebt, da ist nur Weite,

die die toten Augen nicht mehr erschauen können, die aber der Bauer erahnt, erfühlt und von der er weiß, daß sie sein muß — muß!!
Langsam, Schritt um Schritt, den Stock vorausfühlen lassend, geht der Bauer den Weg entlang. Ein blinder Mensch, einer, der von eines Zufalls Tücke geschlagen wurde, dem das Auge alles war und der in tausend Stunden verzweifeln wollte, war er doch jung und lebensfroh, und der die Hand doch wieder an die Dinge des Lebens legte, als sein junges Weib kam und ihm den ersten Jungen in die Arme legte und vom Hof sprach, den es durch die Notzeit gehalten hatte. Da, als Kind und Hof und unzählige Geschlechter in beidem ihn riefen, kehrte er heim. Wenn aber die Frau mit den Leuten auf dem Felde war und er seinen mühsamen Gang durch die Ställe getan hatte, wo das Vieh, ihn erkennend, ganz still stand, legte er seine Hand auf dessen blankes Fell, und wenn er seinen Gang durch die nahen Felder beendet hatte und im Garten saß oder winters im Zimmer, dann fügten seine rastlosen Sinne Kind und Hof wieder zusammen und taten sich selbst und die schaffende Frau hinzu. So baute er das Gemäuer auf, das in fernen Zeiten wurzelte, das aus Deutschem Boden war und darum sich alles legte, Dinge, die Tag und Nacht geschahen, und Göttliches, das seit allem Beginnen frei und ewig sich vervollkommend darum schwebt. Und nie vergehen wird und kann vor anderer Welten Wort und Gesetz.

So lebt er — ein blinder Bauer. Ein Mensch wie du und ich, und doch schon ein Weiser, dessen Hände in dem Krumen Ackererde am Pfluggriff die Weisheiten des Lebens erfühlen. —

Das Pfeiferhänsle

Die kleine Kirche in Niklashausen barg ein wundertätiges Marienbild, und es gab eine Zeit, in der kamen die Wallfahrer von nah und fern herbei, um mit Beten und Fasten den Ablaß zu erhalten, mit dem der Papst Innocenz VI. dieses Marienbild ausgezeichnet hatte. Das war längst vorbei. Es gab andere Kirchen, andere Bilder und geweihte Stätten, die dem Wallfahrer Ablaß gewährten und in und um Niklashausen war es still geworden.

Es geschah um Mittfasten des Jahres 1476, das auf den 20. März fiel, da kam aus dem nahen Helmstedt das Pfeiferhänsle, der Hans Böheim. Er, der sonst seine Schafe auf die Weide trieb, der in den Dörfern zu Spiel und Tanz seine Pfeife und Pauke erklingen ließ und von jedermann gern gesehen wurde — er verbrannte seine Pauke. Und da alles Volk zusammenlief, Männer und Frauen, Mädchen und Burschen, begann er davon zu sprechen, daß ihm die Muttergottes erschienen sei.

Näher heran drängte alles, als er mit zuerst leiser, dann anschwellender Stimme seine Erzählung begann.

In einer Samstagnacht habe er draußen auf dem Felde gelegen. Die Schafe waren still gewesen, und er hätte sich auf der Flöte ein Liedlein geblasen. Da wäre mit einem

Male ein überirdischer Glanz um ihn aufgekommen, und, als er seine Augen emporschlug, habe er die Mutter Gottes in weißem Gewande vor sich stehen sehen. Sie habe ihn geheißen, seine Pauke zu verbrennen. Und nun hob er seine Stimme, hob die Hände, trug einen fernen Glanz in den Augen. Er stand inmitten des Volkes und bannte es mit seinen Worten.

Hier, an dieser Stätte, wo die Mutter Gottes verehrt wurde seit langer Zeit, hierher solle nun wieder alles Volk wallfahren. Denn es sei ihm kund geworden, daß an keinem anderen Ort ein größerer Ablaß gewährt würde. Atemlos vernahmen die Menschen, daß die Seelen derer, die hier ihre Sünden bekannt hätten, am Tage ihres Todes in den Himmel kommen würden, und sei eine Seele in der Hölle, so würde er, der Hans Böheim, sie heraus und in das ewige Licht führen.

Wundergläubig stand das Volk. Es war so vieles in den letzten Jahren geschehen, so viel Not und Leid und Enttäuschung über jeden gekommen, daß er bereit war, den Worten Hans Böheims zu glauben. Und stand nicht selbst der Pfarrherr von Niklashausen auf Seiten Hans Böheims? Kam nicht ein predigender Mönch des Weges und rief mit gewaltiger Stimme, daß des Pfeiferhänsles Worte wahr und recht und gut wären?

Es war wohl so, daß der Hirt, der mit offenen Augen in die Welt sah, deren Nöte und Leiden erkannt hatte. Er wußte um Steuern und Lasten, um Zehnte und andere sich häufende Abgaben. Er sah die Pfarrer und

Bischöfe fürstlich stolz über das Volk hinwegschauen, und in seiner Hirteneinsamkeit war er zum Grübler und Sucher, zum Schwärmer geworden. Nun aber, da er inmitten des Volkes stand, kamen die Männer und trugen ihm ihre Sorgen herzu, und er vernahm von dem Unrecht, das geschah, erkannte, wie einer hoch stand und der andere niedrig neben ihm her kriechen mußte.

Und so ballte sich in ihm, der ein Wortgewaltiger wurde, alles zusammen. Die Männer kamen, Frauen, Burschen und Mädchen, Kinder trug man heran. Mit Fahnen und mächtigen Kerzen wallfahrteten sie. Kranke kamen, Wöchnerinnen. Und waren es zuerst nur die Menschen aus den nahen Tälern und Dörfern, so zitterte die Kunde von ihm bald weit über das Land. Die Meister und Gesellen liefen aus ihren Arbeitstuben, die Bauern und Knechte ließen den Pflug mitten im Acker stehen — herbei strömte alles —

Es war eine durch Tage und Nächte sich endlos hinziehende Prozession, die nach Niklashausen zum wundertätigen Marienbild kam, und die Menschen aus Schwaben und Bayern und Hessen kündeten denen aus der Wetterau und dem Thüringer Land von dem gewaltigen Prediger Hans Böheim, und die sagten es weiter nach Sachsen hinein, und bis über den Rhein ins Elsaß und die Rheinlande drang der Ruf, wie groß eine Wallfahrt nach Niklashausen sei.

Dann stand Hans Böheim vor dem kleinen Kirchlein; nichts geschah, das die Formen verletzte, die aus der

katholischen Lehre kamen. Der Pfarrer war des allen zufrieden. Er mußte auf Altären, die zwischen den Gläubigen herumgetragen wurden, die Messen lesen, denn es waren nur wenige, die in dem kleinen Kirchlein Raum fanden. Er nahm, wie seine Pfarrbrüder an anderen Orten, wie Bischöfe und Erzbischöfe, ja, wie der Papst selbst, die ihm nach Amt und Recht zustehenden Gelder ein, die die Wallfahrten heranfließen ließen — und murrte nicht.

Die Häuser des Dorfes konnten die Gläubigen nicht mehr beherbergen. Auf den Wiesen nächtigte man, und überall an den Wegen und Stegen gab es Händler, die für Speise und Trank sorgten, und einer rief dem anderen, der des Weges kam, fröhlich sein „Bruder" und „Schwester" zu.

Und Hans Böheim stand auf einem Holzbock, auf einem Karren, stand im Rahmen eines Fensters und predigte mit gewaltiger Stimme den Lauschenden.

Er war von sich selbst erfaßt, von seiner Mission; zu ihm strömte Not und Leid und seine hellen Augen schauten über alles hinweg. Wohl, er konnte nicht lesen und nicht schreiben, und es heißt, daß er nicht einmal das Glaubensbekenntnis gewußt hätte. Und doch war er gläubig und riß das Volk mit sich in einen neuen Glaubenseifer hinein, stärker, mächtiger, gewaltiger, als die Pfarrer es vermochten, die alles Ansehen im Volke durch ihre selbstischen Handlungen schon lange verloren hatten.

Allmählich stiegen aus seinen Schwärmereien die leiden-





schaftlichen Worte und Drohungen einer übersteigerten Erregung auf, Pfaffenhaß, Herrenhaß; er wurde der Künder einer linksradikalen Gesinnung, eines kommunistischen Urchristentums.

Noch war es nicht lange her, daß man die Juden verfolgt hatte; nun hob Hans Böheim die Habgier der Pfarrer über die der Juden, er nannte den Papst in seiner blindwütigen Hetze einen Bösewicht und prangerte die pfründenreichen und doch nimmersatten Pfarrer an. Hieß es nicht, daß man den Bauernstand so mit Abgaben und Steuern und allen möglichen Lasten bedeckt habe, daß er sich kaum noch vorwärts schleppen könne, einem alten Weibe gleich, das krummrückig eine Tracht Holz aus dem Walde trage und sich so überladen hat, daß ein dürrer Stecken, den man noch darauf tue, es zu Boden werfe — war es nicht so?

Nun gut, so sei denn die Zeit gekommen, daß aller Unterschied zwischen arm und reich verschwinden müsse, daß Papst und Kaiser, Fürst und Bischof, Graf und Bauer, Ritter und Knecht, Bürger, Geselle miteinander teilen müßten, daß der eine nicht mehr habe, denn der andere. Und es sei an der Zeit, daß die reichen Pfründe dem Pfarrer genommen würden — genüge es nicht, wenn er seinen Unterhalt von einer Mahlzeit zur anderen habe?

So drangen des Pfeifers Worte in das Volk ein. Und war es nicht recht so, daß er nicht anders sprach? Gut — ja, Frankens Bauern kannten jene ungeheuerliche

Qual der Leibeigenschaft nicht, und Feld und Wasser, Wald und Wiese und Stall lieferten genug der Frucht und Nahrung. Aber trotzdem waren die Lasten, die Staat und Kirche immer wieder von neuem auferlegten, hoch, drückend, daß man sich racken und quälen mußte, um alles herbeizuschaffen. Und war es hingegeben, dann sah man in den Häusern der Fürsten und Bischöfe nur Prassen und Wohlleben, dann ritten sie auf vielen Pferden reich daher, und es war kaum anders beim einfachsten Geistlichen und in den Klöstern. — Ja, das Pfeiferhänsle, der Hans Böheim hatte Recht, wenn er so predigte.

Da er aber die geistlichen Abgaben verworfen hatte, mußte er weitergehen, mußte gegen die staatlichen sprechen. Was verlangten die Grundherren? Zins und Besthaupt und Handlohn. Steuer, Bede und Zoll die Landesherrn. Weg damit — weg damit! Und das alte Gemeindeeigentum sollte wieder aufgerichtet werden — ja, so war es gut, und Holz und Wasser, Wild im Holz und Fisch im Wasser. — Alles, alles gehörte den Armen so gut wie den Reichen. Jeder konnte nehmen, jeder konnte geben, jeder war Bruder, jede war Schwester — Und so steigerte sich Hans Böheim, der einmal ein kleiner Hirt und Tanzpfeifer gewesen war, über das hinaus, was nach Recht und Ordnung von neuem hätte geregelt werden müssen, damit wieder der rechte und gesunde Unterschied zwischen Herren und Bauern und Bürgern und Knechten aufkam. Er wurde zu einem unerbittlichen Has-

ser aller, die über ihm standen, und das Volk, eingefangen von der Wundertätigkeit des Muttergottesbildes, berauscht von dem Sang und Klang der Wallfahrt, kam und stand und hörte seine gewaltigen Worte und griff sie auf und nahm sie mit. Wer sann nach über Recht und Unrecht darin? Wer wog das eine gegen das andere ab? Waren auch die in Niklashausen sich häufenden Wallfahrtgeschenke reich und manchmal recht stattlich, so wußte man doch, daß daheim die Arbeit wartete, die alle Lasten wieder heranzuschaffen hatte.
Und es geschah unter den berückenden Worten Böheims, daß die Frauen und Mädchen sich die Haare abschnitten, daß man die spitzen Schuhe hinwarf und verbrannte, und Schmuck und reiche Kleidung abtat. Es war eine religiöse Krankheit, die aus den Worten des Pfeifers auf die Menschen strömte, sie erfaßte und durcheinanderrüttelte; es war ein Wahn, ein Wunderglauben, weil alles andere Wissen und Glauben nicht mehr half, und allzugern taumelten die Menschen in den Bann Böheims hinein. Je ärger er aber von der ersten Ursprünglichkeit und dem Recht und guten Gewissen seiner Predigten abrückte und den Weg der Ordnung und möglichen Erneuerung verließ, um so mehr mußte er zu einem Feind des staatlichen und geistlichen Lebens werden. Und da griffen dann Grundherren und Landesherren, städtische Räte und Bischöfe ein, denn allmählich trugen die Wallfahrer nicht mehr den Glauben, die Frommheit und die Bereitschaft zur Buße mit sich in die Heimat zurück,

sondern schwangen die Worte Hans Böheims ins Land und begannen Unruhe zu stiften. Diether von Isenburg, der Mainzer Erzbischof erließ ein Wallfahrtsverbot, und dem Bischof von Würzburg gab er auf, Sorge zu tragen, daß der Pfeifer von Niklashausen, der Hans Böheim verhaftet werde. In der Stadt Nürnberg verbot der Rat den Bürgern das Wallfahrten nach Niklashausen, und es kamen auch in Aschaffenburg Räte und gewichtige Herren zusammen, um einen Spruch gegen das Pfeiferhänsle zu finden.

Niklashausen war von einem Wallfahrtort zum Mittelpunkt einer fast revolutionären Volksbewegung geworden; mit visionären Gesichten hatte es begonnen und nun stand über allem die heiße Flamme, die das ganze Land in Not stürzen konnte.

War es wahr, daß Böheim seine Anhänger aufgefordert hatte, am Margarethentag, das war Samstag, den 12. Juli, allein zu kommen, Frauen und Mädchen und Kinder in den Dörfern zu lassen? Hatte er aufgerufen zur Bewaffnung? Wollte er einen offenen Kampf beginnen? Was war?

Aber es erschienen in dieser Nacht zum Margarethentag die Reiter des Bischofs von Würzburg in Niklashausen und nahmen Hans Böheim gefangen. Und es griff niemand zu den Waffen — obgleich jedweder Bauersmann in dieser Zeit Wehr und Waffen im Hause hatte — und niemand stand auf, das Pfeiferhänsle zu retten.

Am anderen Morgen aber, als wohl dreißigtausend Wall-

fahrer nach Niklashausen zu strömen begannen und Dorf und Kirche, Wiesen und Feld überschwemmten, da waren die Reiter mit Hans Böheim längst in Würzburg, und der Pfeifer saß gefangen in einem dunklen Verließ und trug Ketten.

Die Menschen wären auseinandergelaufen, denn sie kamen des Böheim wegen und er allein hielt sie — da aber rief ein Bauer sie auf und schrie sie zurück, denn die Wallfahrer waren schon wieder im Abzug. Sie wollten allesamt nach Würzburg ziehen, rief der Mann, auf das Schloß dort. Und es würde geschehen, daß die Heilige Jungfrau käme und die Tore auftat, hinter denen Böheim auf der Festung Unsererfrauenberg saß.

In dieser Nacht vom Samstag zum Sonntag taten sich etliche tausend Mann zusammen und zogen mit vierhundert brennenden Kerzen nach Würzburg. Bauern und etliche Adlige waren ihre Führer.

Sie erreichten die Stadt am Morgen des Sonntags, und der Marschall des Bischofs trat dem Zug entgegen, und fragte sie nach ihrem Begehren. Aber sie warfen Steine nach ihm und vertrieben ihn so.

Es war ein Drohen und Murren in der Menge. Sie riefen und sangen und waren immer noch des Glaubens, die Gottesmutter würde die Tore öffnen. Da krachten die ersten Schüsse über ihre Häupter hin. Die Landsknechte des Würzburger Bischofs schossen — und allsogleich begannen die Würzburger Bauern, die ihren Bischof kannten, heimzulaufen.

Die Bauern aber aus den anderen Gegenden des Landes standen und harrten und warteten des geheimen Wunders. Es war in ihnen die erste Unruhe, das erste Gären und Verlangen nach einem Sturm und Kampf um das Recht, das älter war als sie alle und Tag um Tag mit Füßen getreten wurde. Sie dachten wohl nur an die rechtlichen und billigen Forderungen des Pfeifers, an seine Wahrheiten über Grundherren und Geistliche, an das, was seine Worte ihnen deutlich gemacht hatten, und was sie selbst als greifbare Wirklichkeit gesehen hatten.

Sie setzten sich gegen die Reisigen des Bischofs zur Wehr, kämpften mit bloßen Händen, indem sie nach den Spießen und Gewehren griffen oder Steine aufhoben und zwischen die Gerüsteten warfen, denn sie selbst hatten keinerlei Waffen bei sich. Sie waren mit Kerzen und Gesängen gekommen und hatten an ein Wunder geglaubt. Sie zogen sich zurück und rangen auf dem Kirchhof von Waldbüttelborn noch einmal mit den Reisigen, die einige von ihnen gefangen nach Würzburg führten.

Das Wunder aber, darauf die Menschen gehofft hatten, blieb aus.

Am 19. Juli 1476, ein Vierteljahr nach seinem ersten Auftreten, stand der junge Pfeifer Hans Böheim auf dem Scheiterhaufen, den man auf dem Schottenanger errichtet hatte. In Rauch und Feuer und stickigem Qualm sang er Deutsche Marienlieder, bis der grauenhafte Tod

ihm den Mund schloß. Die Asche aber, die von Holz und Menschenleib blieb, warf der Henker mit weiten Händen in die Wasser des Mains.

Nachher zerstörte der Bischof von Würzburg noch die Kirche von Niklashausen. War es doch eine Stätte furchtbaren Irrtums, nicht mehr der geweihte Ort. Die reichen und kostbaren Wallfahrtgeschenke aber, die die Zehntausende in dem kleinen Kirchlein niedergelegt hatten — sie wurden nicht vernichtet. Der Erzbischof von Mainz und der Bischof von Würzburg ließen sie einsammeln und teilten sich die Gaben frommer Gemüter, die in ihrem einfachen Glauben vom Pfeiferhänsle eine Milderung ihrer staatlichen und kirchlichen Lasten erwartet hatten, die nur Recht wollten, nichts als Recht.





Maria

Sie kam die Straße vom Bahnhof herunter. Die Häuser waren krumm und klein, verhuzzelt, wie es das ganze Städtchen war. Da und dort hinter den Fenstern brannte schon der Weihenachtbaum, und bei der Stille der abendlichen Straßen konnte auch hin und wieder der Sang von Weihenachtliedern vernommen werden, tiefe Männerstimmen, hohe Frauenstimmen und das verschiedenfarbige Krähen der Kinder, die wohl mit andächtigen Augen vor dem Gabentisch standen.

Maria stand einmal still und legte mit sorgsamer Bewegung das kleine Bündel auf den Armen zurecht; ein feines Stimmchen ertönte, ein Kinderstimmchen, und Ma-

ria lächelte. Dann war es wieder still und Maria ging weiter. Es war doch noch Schnee gefallen; er knirschte unter ihren Schritten, und die Sterne des frühen Abends leuchteten. Maria hatte ein frohes Antlitz, trotz der Sorgen, die sie hegte.

Lange hatte sie überlegt, ob sie die Fahrt wohl tun konnte, die Fahrt mit dem Kind in die Heimat. Seitdem sie im Frühjahr den Eltern geschrieben, daß der Mann, dem sie sich anvertraut hatte, bei einem Autounfall sein Leben verloren habe, und daß sie nun Mutter würde — seitdem sie das den Eltern geschrieben nach langem Zögern, war nie wieder eine Zeile aus dem elterlichen Pfarrhaus gekommen. Zuerst war sie betroffen gewesen, hatte dann dem ersten Brief einen zweiten folgen lassen, in dem sie nochmals mit aller Wärme und Einfachheit von den Dingen sprach, die geschehen waren und geschehen würden, und in dem sie auch gesagt hatte, daß sie sich immer wieder geprüft und gefragt habe, ob ein Unrecht begangen sei von ihr und dem nun toten Vater des Kindes, daß sie aber bei allen Gedanken nicht sagen könnte, gehandelt zu haben, wie es nicht dem inneren Gebot ihrer Liebe entsprochen habe. Auch auf diesen Brief war keine Antwort gekommen. Da hatte sie gewußt, daß der Vater ihr zürnte und daß er der Mutter seinen zürnenden Willen aufgezwungen habe. Vielleicht war der Vater mit seinem Zorn im Recht — es ist jedes Menschen eigener Wille, sich seine Welt und die Ordnung darin zu bauen, solange diese Welt nicht

gegen die Umwelt aufsteht. Sie selbst stand in ihrer eigenen Welt, die vielleicht ein wenig anders war, als die, in der der Vater sein Leben lebte — aber es war nirgends ein Unrecht zu finden. Es wäre wohl eines gewesen, wenn sie nach dem Tode des Geliebten hingegangen wäre, um auch dieses junge Leben zu töten. Aber dieses Unrecht vermochte sie nicht zu tun, selbst nicht um den Preis, daß der Vater ihr seine Hände wieder entgegengestreckt hätte. Das Kind — es war ein Junge — war ihr ein heiliges Vermächtnis des Toten, und wenn die Zeiten nicht so ungünstig gewesen wären in den vergangenen Jahren, würde sie ja auch schon seit langem den Namen des Mannes geführt haben. Zwar — sie hatte ihm immer wieder gesagt, sie möchten doch heiraten, schließlich war der Gewinn ihres Hutsalons in der mittelgroßen Stadt reichlich genug; aber Friedrich hatte in seinem Stolz gesagt, er wolle sich nicht von seiner Frau ernähren lassen. Auch das war Recht *und* Unrecht zugleich, wie dieses Kind — Friedrich, wie der Vater geheißen — vielleicht von dem einen oder dem anderen Standpunkt her auch Recht *und* Unrecht zugleich war. Nur, sie liebte in dem Knaben seinen Vater, der, als er nach langem Mühen eine Stelle als Ingenieur bei einem Brückenbau gefunden hatte, die seinem Wollen und Können entsprach, auf der zweiten Fahrt zur neuen Arbeit den Tod fand, vier oder acht Wochen vor ihrer Hochzeit. Sie hatte diesen furchtbaren Schlag, der sie wie ein Blitz niederwarf für Stunden,

überwunden, und nun glaubte sie auch, mit ihrer inbrünstigen Liebe die Eltern überwinden zu können.

Maria ist die schmale Straße an der Kirche entlanggegangen zu dem altväterlichen Pfarrhaus. Sie hat sich gewundert, daß keines der Fenster erleuchtet war, glaubte aber, die Mutter sei mit dem Vater in der Kirche. Sie ist die wenigen ausgetretenen Steinstufen emporgestiegen und hat an der alten Glocke gezogen. Es war immer noch der scheppernde, ihr aus der Kinderzeit vertraute Klang — dann kam ein Schritt den steinernen Flur entlang und Johanna, die alte Haushälterin, hatte die Tür geöffnet. Der Schein der Straßenlampe ist auf das Gesicht Johannas gefallen, und Maria mußte sehen, wie die gute Alte blaß wurde.

„Das Fräulein — mit dem Kind!"

Johanna hat Maria darauf schnell in den Flur gezogen, ist mit ihr in das Zimmer gegangen, in dem der Weihenachtbaum angeputzt stand. „Ach Gott — das Kind — mitten im Winter kommen Sie damit — ach Gott — wenn die Frau Pfarrer das noch —" Sie brach ab.

Maria horchte mit einem Schrecken auf. „Die Mutter — was ist mit der Mutter?" Sie streckte die Hand aus.

„Ach Gott — ach Gott — der Herr Pfarrer — wenn er kommt —"

Maria ist aufgestanden, hat das Kindlein an sich gedrückt. „Meine Mutter, Johanna —— lebt sie nicht mehr?" Sie vermochte bei der Frage kaum noch zu atmen; aber ihr Gesicht, eben noch von der Kälte draußen

und der Stubenwärme hier heiß gerötet, ist dabei ganz bleich geworden.
Johanna weinte, schluchzte laut auf. „Die Frau Pfarrer — das Herz hats ihr abgedrückt, daß sie nie schreiben durfte, Fräulein Maria. Im September haben wir sie zu Grabe getragen."
Maria stand mit dem Kinde mitten in der Stube. Wenn des Vaters Herz so hart war, brauchte sie nicht auf ihn zu warten — es würde nur Schimpf und Schande geben — die Mutter — die Mutter —— Sie begriff mit schmerzendem Weh, was eine Mutter leiden kann; sie war ja selbst Mutter und hatte leiden müssen. Sie fühlte, wie alles in ihr niedersank, sah den Tannenbaum vor sich stehen auf dem Tisch, verhüllte Geschenke darunter; sie atmete den wundersamen Duft der Tanne tief ein, und dann ging sie hinaus. Die gute alte Johanna weinte hinter ihr drein, aber zu sagen vermochte sie nichts mehr.
Maria ging mit dem Kinde, das sie fester in die Decke gehüllt hatte, über die Straße und trat in die Kirche. Sie tat das ohne große Gedanken; sie wäre vielleicht den breiten Mittelgang der alten Pfarrkirche hinuntergegangen und hätte dem Pfarrer, dem Vater, vor allen Menschen das Kind dargeboten und in seine Arme gelegt — da sie aber durch das Portal die hohe Halle betrat, mußte sie den Schritt verhalten, denn des Vaters predigende Stimme kam ihr entgegen gleich einer verheißungvollen Botschaft.

„Sehet — uns ist heute wieder ein Kindlein geboren, liebe Freunde, das Kindlein des Christentums nicht nur, sondern, wie wir wieder gern und freudig bekennen, es werden uns aus den Schößen der gottgefälligen Ehe Kinder geboren, Kindlein den Männern und Frauen, die also gleich den bäuerlichen Gärtnern, neue Wurzelstöcke in die alte Erde unseres Volkes setzen..."

Maria ist an der Tür stehen geblieben und hat des Vaters hohe Worte gehört gleich einem fernen Glockenklang; sie ist, als der Schlußgesang das mächtige Schiff durchbebte, hinausgegangen und hat gegenüber der Sakristei auf den Vater gewartet, ihm das Kindlein zu bieten, den Enkel, der in seinem harten Schicksal den Namen seiner Mutter führte, so aber des Vaters sehnsüchtigem Wunsch entgegenkommen mochte, der früher immer gehadert hatte, daß der Name seines alten Geschlechtes nicht weiterleben sollte.

Dann ist die Tür aufgegangen und der Pfarrer, eingehüllt in seinen weiten Talar ist herausgetreten und über die Straße gekommen, und Maria hat mit weicher dunkler Stimme nur das eine Wort „Vater!" gesprochen.

Der Pfarrer hat den Schritt für einen Augenblick verhalten, ist dann schweigend weitergegangen. Maria aber lief mit dem Kinde auf dem Arm neben ihm her bis an die Tür des Pfarrhauses.

„Vater, du hast eben von den Kindlein gesprochen, die Wurzelstöcke in der Erde unseres Volkes sind —"

Ohne zu antworten, trat der Pfarrer die Stufen zur

Tür seines Hauses empor, vielleicht hatte er die Worte gar nicht vernommen — doch, denn nun, halb schon im Hause, wandte er sich um.
„Ich habe von den Kindlein gesprochen, die aus dem heiligen Sakrament der Ehe entsprossen sind. Nicht aber von denen, die die verlorenen Töchter ihren Eltern in die Häuser schleppen, aufgenommen aus der Gosse ungehemmter Leidenschaften."
Dann klappte die Tür, und Maria stand davor; sie hörte noch, wie von innen der Schlüssel umgedreht wurde im rostigknarrenden Schloß. Ihre Augen waren groß aufgerissen, und die Lippen vermochten sich nicht zu schließen, aber der Ruf ihres Wehs blieb stumm. Sie blickte auf das kleine zarte Gesichtchen nieder, das aus dem Tuche aufleuchtete — „Gosse ungehemmter Leidenschaften..."
Langsam wandte sie sich und ging mit schweren Schritten die Straßen entlang. Über ihr begannen die Glocken zu klingen und zu singen — „Uns ist heute ein Kindlein geboren —" und auf dem hohen Altan standen die Bläser des Posaunenchors: „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen."
Darunter hin ging Maria die Straßen entlang, ohne Gedanken, immer nur das eine Wort in den Ohren. Wußte denn der Vater, der Prediger der Liebe sein wollte, nicht — wußte er denn nichts mehr von der Liebe, von der alles überwindenden Liebe, von der Liebe des Mannes zur Frau und der Frau zum Manne und

von der Liebe der Eltern zu den Kindern? War denn in ihm ein Recht, sie ungehört in den Abgrund zu stoßen — sie, die immer wieder nur danken konnte, daß dieses Kindlein lebte und ihr die Liebe des Geliebten verkündete — Sie blickte empor zu den Sternen — wo sollte sie nun hin? Ein Zug fuhr heute nicht mehr aus der kleinen weltabgelegenen Stadt — das Kind würde Hunger haben, mußte neu gewindelt werden. Sie mußte also in das Hotel gehen — es war nichts anderes möglich. Und morgen wollte sie dann, ehe sie zurückfuhr an ihren Ort, an der Mutter Grab treten.

Maria richtete sich auf. Nun gut — das Leben war hart, aber man hatte die Pflicht, härter zu sein. Sie ging mit schnellen Schritten über den Damm zum Hotel „Monopol" hinüber. Als sie in den Lichtkreis der Lampe trat, die über dem Tor brannte, verließen zwei Herren das Hotel.

„I nee — Maria" — Das war Onkel Friedrich; an den hatte Maria wahrhaftig gar nicht gedacht, Vaters Bruder, der alte Oberst a. D. „Mädel, wo kommst du denn mitten in der Nacht her? Und das Bündel da?" Das schnauzbärtige Gesicht des alten Kavallerieobersten, dem beide Jungen in Frankreich geblieben waren, beugte sich über die Verhüllung. Maria stand zitternd, sah, wie der Onkel mit vorsichtigen Bewegungen einen kleinen Lugspalt frei machte. „Potztausend, Doktor — das gucken Sie sich an", wandte er sich an den ihn begleitenden Medizinialrat, der genau so einschichtig lebte, wie der alte

Oberst, und zu Maria wieder gewandt, sagte er: „Das ist das Kind, von dem man hörte — Ein Junge doch selbstverständlich?"
„Ja, Onkel, ein Junge, mit Namen Friedrich."
„I nee — auch noch Friedrich — Donner — und nun? Ach so." — Er richtete sich wieder auf, strich mit der Hand über den grauen Bart. „Warst wohl schon da oben bei deinem Vater, was? Und der alte Herr will nicht? Kann ich mir denken. Redet immer von Liebe und so — trägts mir heute noch nach, daß ich damals Soldat geworden bin, statt wie er Pastor — hats immer mit dem Mund gehabt; ich habs lieber mit der Faust gemacht. — Aber, hier können wir doch nicht stehen bleiben. Also ab, nach Hause. Madam Fischer" — seine Wirtschafterin, „wird sich freuen. Madonna mit dem Kinde am Heiligen Abend." Er legte den Arm um die Schulter Marias, die sich dareinkuschelte und zog sie mit sich; sie war ganz eingehüllt in seine polternde Gutmütigkeit. Der Medizinalrat verabschiedete sich an der nächsten Ecke, versprach aber, am anderen Morgen zu kommen und nach dem Kleinen zu schauen, ob er sich auch nicht erkältet habe.
„Ach was — erkältet — so'n Junge, der Friedrich heißt, wie sein Onkel, und dann zimperlich sein — was?"
Der alte Oberst ließ den Arm nicht von Marias Schulter. Sie erzählte ihm alles im Hingehen. Dann polterte er wieder los: „Na ja — Dummheiten gemacht — Hättet die Kandare stärker 'rannehmen sollen. Donner-

wetter nicht noch' mal. Und er ist tot, sagst du? Mein Beileid, Mädel. Deine Mutter auch. Schlimm für euch beide, schlimm. Aber daß mein teurer Herr Bruder — na — Schwamm drüber. Der Gaul kann doch mal durchgehen, zum Donnerwetter nicht noch' mal — muß eben zugeritten werden. Der Junge ist da, also muß er leben. Potztausend — was gibt das für einen Aufstand. Seit dreißig Jahren keinen Säugling im Hause gehabt — was denn — fünfunddreißig wäre Hans dies Jahr — und nun auf meine alten Tage — muß man noch Großvater spielen —"

Maria lächelte unter den lauten Worten und eine Träne fiel leise auf die Decke nieder. Ach, wenn der Vater sie auch so genommen hätte.

Nachher, als die Aufregung von „Madame" Fischer sich einigermaßen gelegt hatte, wurde der Koffer Marias vom Bahnhof geholt, und während sie dann neben der unruhig trippelnden „Madam" Fischer den Jungen wusch und in frische Windel und Hemdchen und Jäckchen tat, stand der alte Oberst dabei, schmunzelnd mit krebsrotem Gesicht.

„Sollte froh sein, dein Vater, daß aus einer so verdammten Dummheit ein so strammer Bengel geworden ist — Himmeldonnerwetter noch einmal."

Als Maria dann den Knaben an ihre Brust nahm, ging er hinaus. Seine Augen waren ganz blank, und Maria lächelte und weinte — sie hatte dennoch heimgefunden.

In tiefer Not

Mitten im Land steht ein großer Baum, eine uralte Birne, rauhwindig und vor langen Jahren aufgewachsen wohl aus einem Kerngehäuse, das vespernde Menschen achtlos weggeworfen hatten. Jetzt nun hatte der herbstliche Wind einen großen Teil der Blätter aus dem Geäst gefegt, da und dort hing noch eines, daß einer im ersten Anblicken meinen konnte, er vermöge sie zu zählen, bald aber unsicher innegehalten hätte in seinem Tun, denn was da noch dürrend raschelte im abendlichen Wind, war zahlreich genug, um einen Vergleich mit den Sternen auszuhalten.

Unter dem Schirm des Baumes stand ein Mädchen. Es dachte nicht daran, die letzten Blätter zu zählen, und war wohl auch nicht aus der Stadt herausgekommen, um auf die Sterne zu warten. Es stand gegen den rauhrindigen Stamm gelehnt, hatte die Hände rückwärts genommen und die Spitzen der Finger in die rissige Borke geklammert, gleichsam, um sich daran festzuhalten. In dem schmalen blonden Gesicht stand eine urgroße Angst, die dem Mädchen die Augen aufgerissen hatte, daß sie starr und scheinbar ohne Leben in die dämmernde Ferne

schauten. Von daher kam mit den Schleiern der Nacht das tosende Donnern der Mühlenwehre. Das Mädchen, zum vielten Male daran denkend und das Brausen und Schäumen und Strudeln und Niederstürzen der Wasser vor den Augen sehend, ja, die Kälte der emporspringenden Nässe am Leibe fühlend, vermochte nicht mehr, sich an dem Baum zu halten. Die Finger lösten sich, die Hände wurden mit einem jähen Ruck erst an die Augen gehalten und dann gegen die Ohren gepreßt. Plötzlich brach die Junge zusammen. Sie glitt am Baum nieder, brach aus ihrer stolzen Haltung in die Knie und schlug dann längs auf den weichen Acker nieder. Der Wind nahm den Schrei und das Wimmern und das Schluchzen mit sich.

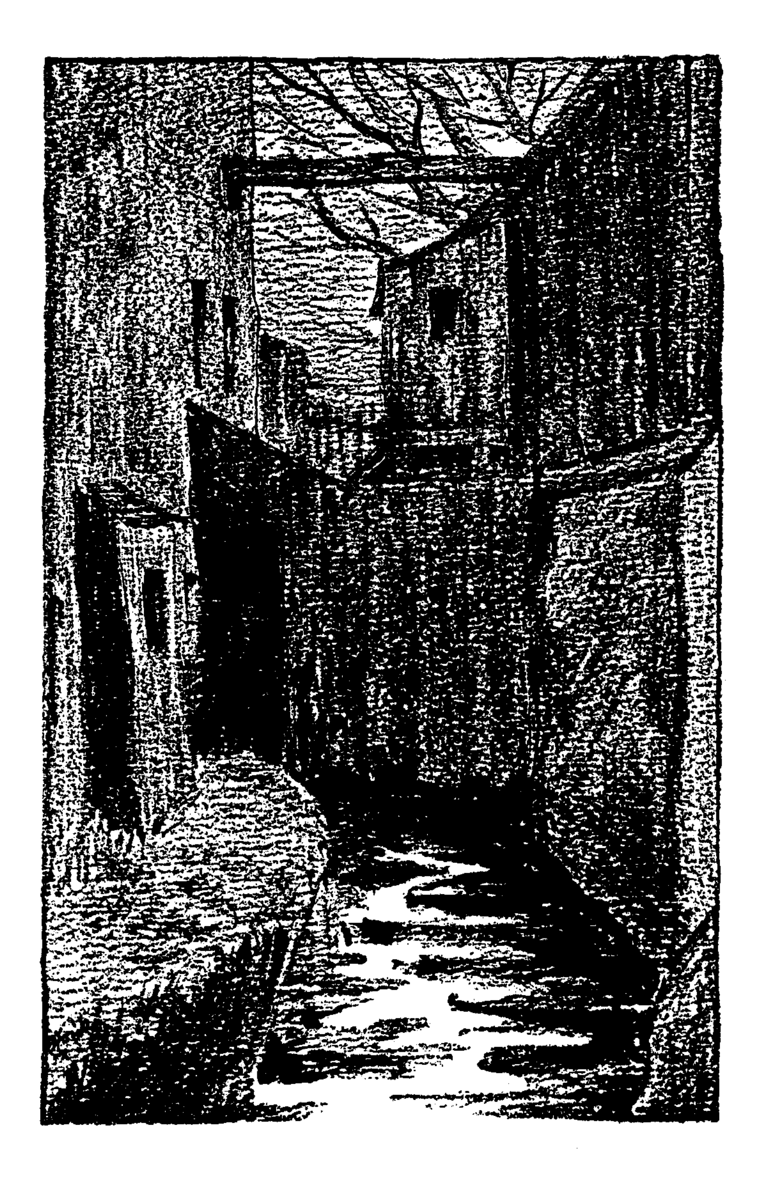
Nach einiger Zeit, in der der Abend — wie es schien — schneller und dichter über den weiten Raum gesunken war, richtete sich das Mädchen auf.

„Gott!" dachte es, da es den Oberkörper anhob und sich mit den Händen emporstützte.

„Gott!" stammelten die blassen Lippen, da es nun auf den Knien hockte, wie es gehockt hatte, unzählige Male seit es denken konnte, im Dämmerlicht der Kirchen.

„Gott!!" war ein Ruf voller unsäglicher Schmerzen, als es stand und die Arme aufreckte gegen den dunkelnden Himmel.

Aber es war nur der Wind da, der durch das Geäst des Birnbaumes fegte und von diesem Ast und von jenem und von einem dritten und vierten zusammen eine Hand-





voll welkender Blätter strich, sie mitnahm zu einem raschelnden Tanz und zuletzt irgendwo auf Acker niederfallen ließ. Weiter war nichts, und das war seit Tagen schon.

„Gott!“ murmelten die Lippen der Jungen noch einmal, aber nun war es kein Ruf mehr, kein Schrei um Hilfe, keine Anbetung — nur ein halblautes Ausatmen war es. Gott — er war nicht, er kam nicht, er schickte niemanden, keinen Engel, keinen Geweihten — niemanden — er ließ sie allein! Sie schauerte zusammen; sie tappte einige Schritte über den pflugweichen Acker vorwärts dem Rauschen des Mühlenwassers entgegen. Niemand kam. Niemand —

Wer sollte auch kommen, einer — sie preßte die Lippen zusammen, als könne sie so dem schmerzenden Denken Einhalt gebieten. Sie hob den Kopf tiefer in den Nacken — mußte nun nicht ein Strahl Feuer herniederstürzen und sie zerspalten und verbrennen und zu Asche werden lassen? Nichts — nichts war. Sie stand allein inmitten der Felder und blieb allein. Denn wer sollte kommen, um zu einer — Meineidigen! zu treten? Einer Meineidigen die Hände reichen — wer — wer — wenn Gott es schon selbst nicht tat?

Gott — zu ihm, vor ihm, in seinem Namen und in sein Leiden und in seine Gnade hinein hatte sie geschworen: Nein — sie war niemals auf den Zusammenkünften, die der Pfarrer veranstaltet hatte, und sie war nie allein mit ihm.

Und — sie war doch dagewesen! Sie hatte nicht gehen wollen, hatte eine unbestimmte Abneigung gehabt gegen diese Abende — und war dann doch gegangen. Denn: durfte — konnte sie wegen irgendeines dummen Gefühles abseits stehen, wenn der Priester, der Mensch, durch den doch Gott sprach!, sie rief? Konnte sie gegen den Willen der Eltern handeln? Wurden Vater und Mutter nicht ausgezeichnet vor allen, wenn sie, die jüngste Tochter, vom Priester zu seinen Bibelabenden gerufen wurde? So war sie gegangen damals, widerstrebend, mit einer unerklärlichen Angst, aber dann hatte sie gemeint, es sei die Angst vor dem himmlischen Zorn, den sie mit ihrem anfänglichen Weigern hervorgerufen hatte, blieb ihr doch, wie der Priester sagte, nur die Wahl zwischen dem einen oder dem anderen — kommen oder auf die kirchlichen Gnaden verzichten. So war sie gegangen und hatte sich eine Närrin schelten müssen ob ihrer dummen Gefühle. Sie waren zu dritt gewesen das erste Mal und hatten über Bibel und Gotteskindschaft gesprochen in Notzeiten und waren dann wieder gegangen. Sie war noch zwei-, dreimal gekommen und gegangen — und nun saß der Priester vor Gericht und sie hatte einen Eid vor Gott geschworen, daß sie niemals bei ihm gewesen sei, und zehnmal und mehr hatte der Mann hinter der Schranke mit dem Kopf genickt, wenn er gefragt wurde, ob er mit dieser und jener dies und jenes getan hätte — Ja — ja — ja — Aber mit ihr nicht, nein, ihren Leib hatte er nicht berührt — oder nur einmal, als er ihr den Regen-

mantel anhalf und sie dabei an der Brust hielt und zurückbog und sie fragte, ob sie auch immer in treuer Gotteskindschaft verharren wollte. Mehr war nicht geschehen — nein — bei Gott — — bei Gott? — konnte man Gott noch als Zeugen anrufen, wenn der von ihm Erwählte so tat, wie fünfzehn Mädchen und Frauen sagten, daß er mit ihnen getan hätte an den Abenden? Und wer von diesen, wer von den Menschen der kleinen Stadt dort hinten im Abend würde glauben, daß er gerade mit ihr nicht so getan hätte — wer? Er — er hatte gelächelt bei ihrem Eid — mehr nicht — und morgen oder übermorgen oder an einem anderen Tage würde man kommen und sie wegen Meineides verhaften — und dann? Dann?! Zuchthaus! Zuchthaus! Wegen Meineides, wegen Lästerung Gottes durch einen falschen Eid. Lästerung Gottes — hatte nicht der hinter dem Gitter auch — ach, wozu noch denken, wozu noch fragen, wozu noch rechten und streiten mit Gott oder sonst jemanden.

Sie ist aus dem Gerichtssaal gegangen. Nicht nach Hause. Was sollte sie dort? Den Eltern ins Gesicht sehen, der Mutter in die verweinten Augen, der Schwester in den unverständlichen Blick — ach, die Schwester mit ihren drei Kindern, sie hatte einmal gesagt, daß sie es nicht verstehen könne, wie ein Mädel sich von einem fremden Manne anfassen lassen könne, von einem ungeliebten Manne, und sei es selbst ein geweihter Mann. Und die Mutter hatte immer wieder gesagt, daß sie es nicht glaube, nie und nimmer glaube, daß ein Priester so

etwas tue; die Mutter hatte sie vor Gott und den Heiligen — warum auch vor den Heiligen? Genügte Gott allein nicht? — die Mutter hatte sie gefragt, ob sie so etwas sagen könne. Nein — nein, tausendmal Nein! war ihre Antwort gewesen, heute noch, am Morgen, ehe sie ging. Und dann hatte sie doch den Meineid geleistet — denn wer würde ihr glauben, daß sie zweimal allein bei dem Priester gewesen und daß nichts von dem geschehen sei, das er mit den anderen getan hatte — niemand. Der Vater glaubte es heute schon nicht mehr, ging stumm und mit zusammengebissenen Zähnen an ihr vorüber, und er, des Schwagers Bruder — alle Tage hatte sie auf ihn gewartet, alle Tage, alle Stunden, alle Minuten, und er war nicht mehr gekommen.

Und ihm lebte sie doch nur, ihm galt doch ihr Wünschen und Denken, seinetwegen war sie den Weg gegangen, weil er selbst nicht mehr in den hohen Raum der Kirche fand, auch nicht mehr betete und beichtete und die Knie beugte — seinetwegen hatte die Mutter gemahnt, seinetwegen hatte der Priester gemahnt — seinetwegen, um ihrer Liebe willen, um der Kinder willen, die sie von ihm einmal gebären wollte, war sie gegangen. Er aber kam nicht, antwortete auch nicht auf ihren Brief, in dem sie — nicht bei Gott, bei ihrer Liebe! gesagt hatte, daß sie zu ihm kommen würde, wie die Mutter sie geboren hatte — er kam nicht, antwortete nicht — aber morgen oder übermorgen würden andere kommen und sie holen, sie, die einen Meineid geschworen hatte. Einen Meineid, um sich

vor dem Unheil zu retten, das einer über sie gebracht hatte mit seinem Tun mit anderen. —

Die Junge, Blonde, tappt nun wieder ein paar Schritte vorwärts. Ein Gedanke packt sie: vielleicht wartet man heute schon daheim auf sie!

Ihre Füße sinken tief in den weichen Acker. Er hat Frucht getragen, die ihm genommen wurde; er ist umgestürzt worden, um neue Frucht zu tragen. Der Erde Jahreskreislauf ist gleich eines Menschen Leben. Wie Frucht aus Acker, so wächst Mutterschoß aus Mutterschoß, und heilig wie Erde und Frucht ist Mutter und Kind, das wieder Mutter sein wird. Heilig — heilig — Ist Sturm und Beben und Verwüstung auch heilig? Die Menschen werden davon zerbrochen — die Erde bleibt, die Frucht wächst wieder. Nur meineidig darf niemand sein. Meineidig nicht. Wer das ist — sie würden ja nicht glauben, daß sie es um sich getan hatte; die einen würden sagen, seht, sie hat es auch getan und ist so schamlos überdrein, es vor Gott zu verleugnen, und die anderen — sprach man nicht heute vor Gericht schon davon, daß es getan werden konnte, um ihn, den in seinem Tun Verdammten zu retten? Ihn, der über fünfzehn Frauen und Mädchen Sturm und Beben und Verwüstung gebracht hatte, ungeheueres Elend — und über sie — den Tod — den Tod.

Sie hatte Kinder gebären wollen, drei, wie die Schwester, oder fünf, wie die Mutter, sie hatte singen und arbeiten und schaffen und ein Heim für Mann und Kind

hüten wollen, wie die Mutter und die Schwester — und sie hatte einen Meineid geleistet. —
Schritt um Schritt geht sie über den weichen Acker. Einmal hat sie einen Bauern gesehen, der so über den Acker ging. Er trug ein weißes Laken um die Schulter und warf mit weiten Bewegungen Saat aus. Sie würde nie säen dürfen — wer so tun kann, Saat streuen, der muß vor Gott — nein — vor sich selbst — — Ach, wozu dies eine und das andere — Es war ein Mensch zwischen ihnen, einer, der den Leib des Gekreuzigten vor ihnen emporhalten durfte, daß sie auf die Knie niederschlugen und dieser eine — vergib mir, Mutter, vergib mir, Vater — vergib mir, Geliebter — magst du eine andere finden, die rein ist in deinem Glauben. —
Und die Wasser rauschen und strudeln und schäumen — aber sie sind kalt — so kalt und pressen — das Herz — zusammen — — —



Heiliger Tod

Der Altbauer vom Eulenhof muß sterben.
Das ist so gegen ihn geweht gestern auf dem Feldweg, hat ihn angepackt und er hat den Kopf gesenkt und ist heimgegangen. Diesen Morgen nun kann er nicht mehr aufstehen, muß liegen bleiben, so sehr er sich dagegen wehrt, aber als sein Sohn, auch schon grauhaarig, vom Arzt spricht, da winkt die Greisenhand ab. Er solle nur aufs Feld gehen, das Korn sei nun soweit, und wenn ein alter Mensch sterben müsse, dann könne ja auch ein Arzt wenig dazu tun. Der Bauer hatte einen Einwand, sterben — Aber da drehte sich der Alte zur Wand und so ging sein Sohn hinaus, in sich froh, daß der Vater so hart und fest war in dieser Stunde.

So lag nun der Altbauer den Tag über; die Sensen klangen von dem reifen Korn, die Sonne sank aus dem Fenster und die Blätter an dem Eichast, den der Wind gestern vor seine Füße niedergeworfen hatte, rollten sich dürrend zusammen. Der Altbauer wartete. Worauf wußte er selbst nicht, aber es mußte wohl so sein, daß einer auch auf die genaue Stunde des Todes warten mußte, wie auf den rechten Tag zur Ernte. Alles in der Welt hatte seine Zeiten, und da kann keiner eine Stunde oder eine Minute, nicht einmal eine Sekunde abknappen, wenn das gut und ordentlich werden solle.

Der Tag ging so hin, lange zog das Dämmern an den offenen Fenstern vorbei. Die Kinder und Enkel kamen, standen um das Bett; der Altbauer sprach mit ihnen, wie er immer mit ihnen geredet hatte, schwächer freilich in diesen abnehmenden Stunden, aber als der Sohn sagte, er wolle die Nacht bei dem Vater bleiben, ward er von dem aus dem kleinen Zimmer gewiesen. Ob er denn nicht anderen Tages genügend mit der Ernte zu tun habe und dafür seine Kraft brauche. Und der Altbauer fügte hinzu, zum Sterben brauche man keine Hilfe, das könne und müsse einer mit sich allein abmachen. So lag er mit offenen Augen, dachte an dieses und jenes, lächelte, strich mit der Hand über das Bett hin, und wartete. Einmal in der Nacht wollte er ungeduldig werden; er hatte keine Schmerzen, gar nichts, und meinte, es sei unnütz, so herumzuliegen, dann aber dachte er, daß man ja die Roggenkörner immer wieder über den

Nagel breche, und wenn alles schon am Halm gelb und welk sei, dann spürt man oft am Korn noch nicht die rechte Härte und muß noch einen Tag und noch einen warten.

Dann kam der Morgen, mit dessen Frühe die Kinder und Enkel wieder ins Zimmer traten und die Jüngsten vorschoben, daß sie dem Großvater noch einmal die Hände reichten, ehe sie mit aufs Feld gingen. Nachher klapperten die Pferde vom Hof, die Wagen knarrten sommertrocken, dann kam hin und wieder ein Laut aus der Küche, wo die Schwiegertochter hantierte. Und als der Altbauer sich einmal umschaute, mußte er geschlafen haben, denn die Sonnenschatten standen anders im Zimmer. Er vernahm auch eine fremde Stimme im Haus und die Schwiegertochter steckte nun den Kopf zur Tür herein: „Vater, der — der Pfarrer ist da."

„Was will er?" fragte der Altbauer, aber nun kam der junge Pfarrer schon herein, der junge, der erst vor zwei — oder waren es schon drei Jahre? ins Dorf gekommen war. Er trat langsam an das Bett, doch ehe er die Worte aus dem sie schon formenden Mund fallen lassen konnte, sagte der Altbauer: „Einen unnützen Weg getan, Pfarrer; und das bei der Hitze."

„Da fühlen Sie sich besser, Herr Euler?" fragte die in dem kleinen Raum fremd klingende Stimme jung und hell.

„Besser?" sinnt der Mann im Bett. „Nun ja, es ist immer besser, wenn reifes Korn in Garben liegt, als

daß es noch auf dem Halm steht." In das überlegende Schweigen des Pfarrers streicht aus der Ferne klingendes Sensenschärfen herein. Und der Altbauer sagt: „Ich bin lange nicht in der Kirche gewesen, Pfarrer. Warum kommen Sie?"

„Meine Pflicht, Bauer Euler. Sie sind Mitglied unserer Kirche. Und wenn der Herr eine Seele zu sich nehmen will —" Er schweigt einen Augenblick und der Altbauer sagt da hinein: „Mitglied — nun ja — man wollte ja wohl nicht als Kommunist oder so angesehen werden, wenn man so einen Strich zog."

Der Pfarrer hat das wohl nicht gehört, denn nun sagt er: „Wir sind allzumal Sünder, Bauer." Doch da leuchten ihn die Blauaugen des Alten an: Warum? Er sagt: „Bin ich wegen meiner Sündhaftigkeit achtundsiebzig Jahre alt geworden?"

„Das ewige Leben gewinnen wir nur durch Reue und Buße. Ewige Unruhe ist ohne Vergeben, ewiger Frieden ist im Bekennen", spricht der Pfarrer nahebei am Bett.

Der Altbauer richtet sich unwillig auf. „Bekennen? Was? Bereuen? — Mein Leben ist nicht sündig gewesen, Pfarrer. Ich bin freier und stolzer Bauer gewesen, gerecht nach meiner Erkenntnis gegen Söhne und Töchter und Knechte und Mägde."

„Allein Gott kann gerecht sein. Wir Menschen sind schwach und voller Fehl." Der Pfarrer möchte mit seinen Worten den Altbauern in die Kissen niederdrängen,

der aber wehrt sich: „Nennen Sie mir einen Fehler." Und draußen ist hoher Sommer, draußen singen die jungen Sensen und rufen die Vögel, weht der Wind und der Duft, und dahin gehen des Bauern Augen. „Warum Fehler aus der Vergangenheit klauben", sagt der junge Pfarrer. „Gott nur und mein würdiger Vorgänger kennen sie. Wir haben in der letzten Stunde nur eine Wahl: mit Gott oder ohne den mächtigen Erlöser."

Der Altbauer, immer noch den Blick nach dem Fenster hin, sagt: „Ich bin immer dem Gebot in mir gefolgt. Also tue ich auch den letzten Schritt heute oder morgen so, wie es dieses Gottesgebot ist." Und da nun der Pfarrer im Stillen meint, daß dann doch alles Reden zuvor unnötig gewesen sei, und er die Hände faltet und zu sprechen beginnt: „So wollen wir beten, Peter Euler, und Deine Seele dem Herrn empfehlen; wir wollen das Sündenbekenntnis zusammen sprechen und um die ewige Seligkeit des Lebens bitten. Der da am Kreuz für Dich starb, wird Dich in sein ewiges Leben nehmen" — da lächelt der Altbauer vom Eulenhof. „Wissen Sie, Pfarrer — ich bin alt, vielleicht närrisch manchmal. Aber es sind immer vierundsechzig Ernten, die ich gesät und geschnitten habe, und da ist das Werden und Sterben immer nahe bei meinen Händen gewesen. Hab' auch den Großvater sterben sehen und den Vater, und meine Mutter starb, als mein zweiter Junge geboren wurde, und der fiel in Frankreich, als seine Tochter das erste Mal Mut-

ter wurde. Pfarrer — es ist ein mächtiges Geschlecht, das vom Eulenhof. An meinem Sarge werden Kinder und Kindeskinder und deren Kinder stehen. Und da ist keiner, der nicht stark und groß und stolz ist. Und wenn ich mich morgen oder heute noch von hier wegmache, dann bin ich bei Vätern und Müttern, die seit dem fünfzehnten Hundert hier gesessen haben. Und die waren nicht die Ersten und meine Enkel werden nicht die Letzten sein." Und müde vom langen Sprechen sagt er leise: „Das nenne ich ein ewiges Leben."

Der Pfarrer steht vor den Worten des Altbauern und fühlt sie gläsernhart zwischen dem und sich. Er atmet auf, faltet die Hände wieder und neigt den Kopf, schließt die Augen, um so mit letzter Anstrengung alles zu überwinden, was der Altbauer vor ihm hingestellt hat. Wie er dann die Lider wieder hebt und zu sprechen beginnen will, sieht er des Bauern Augen auf sich gerichtet und erkennt einen hellen Glanz darin.

Der Altbauer, ein Lächeln um die hageren Lippen, sagt: „Manche nennen es ein sündhaftes Tun, wenn einer so stolz ist auf seine Väter und Mütter. Und Sie, Pfarrer, sagen immer, der am Kreuz wäre für unsere Sünden gestorben. Sünde — wenn neues Leben geschaffen wird, das ist ja wohl auch Sünde. Aber, was ist denn heiliger im Leben als die Zeugung, Pfarrer. Wenn man so Teil hat am ewigen Leben. Ich mein' immer, es kann alles nicht so sein, wie Sie sagen, Pfarrer. Alles das — mit dem Beten und dem Büßen und der Sündhaftig-

keit von Geburt an. Da ist mancher in die Kirche gegangen, ich kenne sie ja alle, wenn sie draußen waren — na, ich will nicht rechten. Ich hab' da keinen Platz für mich gefunden. Mir sind Saat und Ernte mehr, als so ein Gottesdienst mit schönen Worten. Und die Kinder und Kindeskinder — das ist mehr als Wortemachen vom ewigen Leben. Die Kinder, der Hof und meine Jahre — das genügt mir." Und damit schließt er wieder die Augen, und nach einer Weile tappt der Pfarrer aus dem Zimmer. Der Altbauer ist stärker. —

Der Altbauer aber liegt müde und matt in den Kissen; er hat das sagen müssen, denn der andere war gekommen, es zu hören. Er mußte sich dessen Botschaft erwehren, mußte sagen, daß ihm alles vorübergeflogen sei wie Spreu und Unkrautsamen, und die guten Körner seines Lebens waren nur die Kinder und der Hof und die Arbeit, denen er nach seiner Pflicht gelebt hatte. Und so wollte er sterben.

Am Mittag kommt dann der Bauer und legt dem Vater eine Handvoll Körner in die ausgestreckte Hand. „Sind von der ersten Garbe, Vater." Und der fühlt die Sonnenwärme des Kornes, schließt die Augen — ganz langsam decken die Lider die blauen Augen und zuletzt gleitet die Hand von der Bettdecke, die Körner streuen zwischen den Fingern auf die Dielen, und der Mund faltet sich zusammen in den letzten Worten: „Säen — besser als beten."



Die Kreuzeiche

Der Kreuzhofbauer war mir immer wortkarg begegnet. Aber, die Menschen sind dort ja alle so, die Bauern im Dorf, das eine halbe Stunde entfernt liegt, glichen Hermann Eikner. Ich meinte, es sei alles ein Geschlecht, ein hartes Blut, das immerfort mit sich selbst rang, wie es mit dem hellbraun-lehmigen Boden ringen mußte, jahrein, jahraus. Nur, dadurch zeichnete sich der Kreuzhofbauer ab von den Dorfbauern, daß er trotz seines schweigsamen Lastentragens etwas Siegfriedhaftes in seinem Wesen hatte; so waren die Augen unter der hohen Stirn heller, leuchtender, er ging freier, stolzer, bewußter und manche seiner Bewegungen waren so herrisch, so unzwingbar, daß ich hin und wieder dachte, er müßte im Dorf wohnen und der erste Bauer dort sein. Dieses verborgene, unter dem einen und anderen Einfluß stets bemerkbar werdende Herrentum hob ihn über die anderen Bauern hinaus. Und je mehr ich die Menschen kennenlernte, je mehr festigte sich in mir die Erkenntnis, daß Hermann Eikner und seine Mitbauern nur ein Gemeinsames hatten: stummduldendes Tragen einer Last. Sie konnten allesamt nicht lachen; es war immer nur ein schmerzhaftes Verziehen des Mundes, des Gesichtes, gab

es einmal durch die Dummheit eines Hütejungen eine Gelegenheit zu herzfrischem Lachen. Und die Mädchen, die als junge Frauen auf einen der Höfe kamen, noch mit dem sieghaften Lachen der Jugend in den Augen und um den roten Mund, auch sie verlernten das Frohsein mit dem ersten Kind.

Es war noch ein Unterschied zwischen Hermann Eikner und den Dorfbauern: diese gingen mit einer beinahe gleichgültigen Regelmäßigkeit in die Kirche, waren fast besessen zu nennen in ihrer Kirchengläubigkeit, und es mußte einer schon auf den Tod krank liegen, wenn er dem Ruf der kleinen Glocke nicht folgte. Hermann Eikner aber war in den Zeiten, da ich ihn kannte, noch nicht in der Kirche gewesen. Er saß oder stand auf dem kleinen Hügel hinter seinem Hof, wenn ich meinen Gang durch den heiligstillen Vormittag tat, und ich spürte bald, daß nur er allein daran schuld war, wenn des Pfarrers Antlitz manchmal verbissen ausschaute. Bestimmt, Hermann Eikner war das Sorgenkind dieses würdigen Herrn. Aber vor diesem Gesicht des Pfarrers verging mir immer wieder die Lust, ihn zu fragen, was es mit Hermann Eikners Fernbleiben von der Kirche auf sich habe. Er schien auch wirklich nicht danach auszusehen, mir, einem Fremden, Auskunft zu geben über die Ausgelöstheit des Bauern, die, wie ich spürte, das ganze Wesen des Dorfes beeinflußte, diesem den Charakter gab. Und dann, so meinte ich, würde ja auch einmal der Tag kommen, an dem der Bauer selbst davon zu sprechen begann, so daß

ich mir den Gang zu dem Schwarzrock ersparen konnte. Gern hätte ich um sein Geheimnis gewußt.
An einem weitstillen Juniabend — ich war in diesem Jahr erst spät frei gekommen und an diesem Nachmittag im Dorf angelangt — gehe ich hinaus zu Hermann Eikner. Und wie ich, satt von der herben Abendschönheit, wieder voraus zum Kreuzhof schaue, umweht ihn der Schein des Sonnenuntergangs wie ein beglückendes Nordleuchten. Hinter dem Hof wird die Kreuzeiche emporgehügelt — und nun mit einem Male, vor dem unwirklichen, letzten Licht des Tages, erkenne ich den Ursprung ihres Namens: Der mächtige Stamm und die beiden unteren, waagerecht abstehenden Äste bilden ein hartes Kreuz, und erst über diesem seltsamen Mal formt sich der Wipfel schön empor. Daher der Name des Baumes, daher der Name des Hofes! Den Hermann Eikner treffe ich vor der Tür seines Hofes, und immer noch das Bild der vom letzten Licht umwitterten Eiche vor Augen, spreche ich davon zu ihm. Er sagt nur: „Ja —", nichts weiter, als nur dies eine Wort, und dabei weht ein Widerschein des aufkommenden Abendschattens über sein holzschnitthartes Antlitz. Darin erkenne ich nun ein seltsames Frohsein, und wenn wir auf der anderen Hofseite ständen, würde ich meinen, es sei das Widerleuchten des Sonnenuntergangs, das ihn überloht. So aber steht er mit dem Gesicht der herandrängenden Nacht entgegen, und es muß ein inneres Frohsein sein, das aus diesen blauen Nordmänneraugen strahlt. Und ohne daß ich eine

Frage tue, vielleicht war sie in meinem Blick, legt er plötzlich die Hand an meinen Arm und sagt mit verhaltener Erregung in der Stimme: „Berta hat mir vor zwei Stunden einen Sohn geboren." Und ehe ich ihm einen frohen Gruß und Wunsch sagen kann, spricht er weiter: „Kommen Sie, wir wollen einen jungen Eichbaum pflanzen."

Wir gehen auf den Hof, und Hermann Eikner nimmt einen Spaten aus dem Schuppen, im Garten einen Eichenschößling aus dem Beet zu heben, der im Frühjahr schon sorgend eingesetzt wurde, und dann gehen wir, Hermann Eikner den Schößling mit dem Wurzelballen vorsichtig tragend und ich den Spaten und einen wasservollen Eimer in der Hand, hinter den Hof zu dem schmalen Weg, der hinaufführt zu der Kreuzeiche und setzen den Eichstamm hier in den Boden.

Da wir mit der Arbeit fertig sind und der Bauer sich aufrichtet, sagt er: „Es sollte hier schon Baum an Baum stehen, hinauf bis zur Eiche, nach der wir unseren Namen haben. Es müßte ein heiliger Hain junger Eichen sein um diesen Baum."

Und die Frage, die ich seit langem mit mir trage, die heute, als ich die Kreuzform der Eiche erkannte, immerfort lebendig in mir ist, drängt sich über meine Lippen: „Eikner — es ist da etwas zwischen Ihnen und den Dorfbauern — wohl nicht seit gestern und vorgestern, wohl seit Geschlechtern. Und ich meine, der Baum da spielt eine Rolle in dem Fremdsein." Hermann Eikner

schaut nach der Kreuzeiche hinauf, schaut den eben gepflanzten Schößling an, sagt: „Ja —“, und sagt wieder nichts weiter als dies eine Wort. Dann gehen wir auf den Hof, in das Haus, und ich darf der jungen Mutter für wenige Minuten in die hellfrohen Augen schauen, sage ihr gute Wunschworte und bin dann wieder mit Hermann Eikner allein. — Die letzten Lichter des Abends verlöschen. Wir sitzen vor dem Haus auf der Bank, und in die unwirkliche Abendstille hinein beginnt der junge Bauer zu sprechen:

„In unserem Geschlecht vererbt sich ein Wort, eines von einem Urahn, der schon so lange tot ist, daß nichts mehr von ihm kündet als nur wir Lebenden. Es wird den Menschen auf dem Kreuzhof nur einmal im Leben gesagt; aber dann gräbt es sich ihnen ein. Wie Runen. Und jeder in unserem Geschlecht erlebt den Augenblick, daß das Wort Leben wird, Zeichen seiner Zeit. Ich will Ihnen das Wort sagen. Sie sind der Erste, der es erfährt, ohne zu unserem Geschlecht zu gehören. Aber Sie sind unseres Geistes. Es lautet: ‚Die alte Kreuzigungwut ist immer noch in ihnen lebendig; sie wollen den Geist Gottes festnageln auf das Kreuz des Buchstabens. Sie sind Religionfeinde und Lebensfeinde. Der lebendige Menschengeist aber sehnt sich aus den engen Kerkergrüften des toten Buchstabens empor zu freien Sonnenhöhen. Und diese Sehnsucht ist die wahre Religion.‘“ Ja, sage ich; dieses Wort sei wohl groß genug, um aus sich selbst Menschenleben zu überdauern, und auch groß genug, um

bei den Kleingläubigen und den ichsüchtigen Fanatikern aller Zeiten Haß zu wecken. Man kreuziget ja immer noch gern, wenn man um seinen Weisheitstuhl zu zagen beginnt. Hermann Eikner nickt und sagt: „Es ist lange her. Die Bauern vom Eichenhof, wie er einmal hieß, sind immer alt geworden, sehr alt, da kann man nicht von Menschenaltern reden. Damals, da saß hier ein Mann auf dem Hof, der war im Besitz einer alten Schrift. Als der Hof vor hundertfünfzig Jahren abbrannte, rettete sie niemand, man konnte überhaupt nur das nackte Leben bergen. So weiß ich nicht, was auf dem alten Pergament stand. Es war etwas von Gott. Nicht von diesem, zu dem man drüben im Dorf immer betet. Es war ein anderer, größerer, der keine Erlösung und Buße und so etwas kannte, weil er keine sündhaften Menschen geschaffen hatte." Und Hermann Eikner sagt, daß die Bauern im Dorf nun schon seit dieser Zeit nicht mehr erlöst werden können, trotz ihres Glaubens an ihre Sündhaftigkeit. Sein Urahn hatte damals noch die Schrift und stand zu ihr. „Sie kamen immer wieder, die Schwarzröcke, und sprachen, er solle das sündhafte, gottlästernde Werk ins Feuer werfen, es sei nicht Gottes Wort, es sei vom Teufel. Mein Urahn hatte nur zur Antwort, das könne nicht teuflisch sein, woran seine Väter geglaubt hätten, und überdies spreche die Schrift selbst von Gott, dem ewigen, der sich immer wiederholenden Schöpfung. Und dann kam einer, den nannten sie den Feuerträger, weil überall die Scheiterhaufen auf-





flammten, wo er mit seiner gewaltigen Kraft auf die Menschen einsprach.
Der kam zum Urahn, und mit ihm kamen die Bauern und Bauernweiber. Wie zu einem Kreuzzug kamen sie über die Felder. Und vom Hügel dort unter der Eiche, die damals noch jung war, predigte er zu seinem Troß und sprach Bann und Fluch über meinen Urahn aus. Den hatten sie aus dem Haus geholt, denn er war nicht geflüchtet, sondern stellte sich den Menschen entgegen. Und einer aus dem Troß hatte die eigenartige Form der Eiche erkannt, diese waagerecht abstehenden Zweige, dieses Kreuz. Der begann mitten in des Feuerträgers Rede zu zetern: ‚Kreuziget ihn doch! Da an die Eiche!' Und die anderen stimmten mit ein, überschrien den Feuerträger. Und der Urahn lag gefesselt und zusammengeschnürt dabei, wie ein vom Metzger geholtes Kalb. Sie schafften Äxte und Beile und Hämmer und Nägel herbei. Sie hieben die rauhe Rinde vom Stamm und von den Ästen, das Mal ist heute noch rindnarbig zu sehen. Und dann nagelten sie den Urahn an den Baum." Hermann Eikner hält inne, so plötzlich, als müsse er etwas Schweres in sich niederzwingen. Nach einer langen Pause spricht er weiter: „Ja — und seitdem heißt die Eiche Kreuzeiche und der Hof der Kreuzhof, und wir sind die Kreuzbauern."
Dann ist die Stille der Nacht um uns, lange, und wir schauen die Sterne, die nun, nachdem der nächtige Windhauch die Nebel verweht, lohen und brennen, und von

der Ewigkeit künden. Und es ist ganz fern am Erdrand ein fahler Schein am Himmel, einem aufbrechenden Feuer gleich. Das füllt den nächtigen Raum mehr und mehr, und feurig hebt sich der Mond unter den roten Fackeln seines Lichtes aus der Tiefe empor.

Wir stehen auf und gehen langsam über den weichen Erdboden hin. Vor einem Fenster des Hauses bleibt Hermann Eikner stehen, neigt lauschend den Kopf. Und seine Lippen formen wieder Worte: „Die Feuerträger und die Kreuzigungwut, sie sind immer noch lebendig. Aber es ist nun ein neues Geschlecht und in ihm wird der Atem der alten Gottheit lebendig sein."

Kannitverstahn

Sie kennen die Geschichte von dem reichen Holländer Kannitverstahn aus Ihrem Schullesebuch doch sicher auch. Alles, wonach dieser junge Deutsche in der großen Hollandstadt fragte, gehörte diesem Mijnheer Kannitverstahn — zum Schluß sogar der Leichenzug.

Sehen Sie — dieser ewige Kannitverstahn hängt wie ein unförmiges Gewicht weniger an den Menschen, als an manchen Errungenschaften, die der Mensch auf dem Wege zum Kulturstaat unbedingt nötig hat. Während sich der Mensch und mit ihm und durch ihn der Staat ändert, bleibt dieses Mittelding zurück, da, wo es gestern, vorgestern — vor zwei, fünf, ja vor fünfundzwanzig Jahren war. Es ist ungefähr so, als ständen da unten, wo die Elbe durch das Sandsteingebirge bricht, diesseits der Grenze noch schwarzweißrote Grenzpfähle und jenseits noch schwarzgelbe, wie wir sie aus der Vorkriegszeit kannten. Aber — ohne viele Worte zu machen, soll die Geschichte erzählt werden; es mag sich dann jeder selbst seinen Vers dazu machen. —

Da ist der Richard Krüger, Brückenbauer von Beruf, der viel von seiner Firma ins Ausland geschickt wird, da ist Hermann Borstenstedt und seine Frau Anne, und es ist da das Kind Waldtraut, Richard Krügers Tochter. Der Waldtraut ist bei der Geburt die Mutter gestorben; das war nicht nur eine Not mit dem Kind, schwerer noch war es für den Richard Krüger, der wenige Tage später eigentlich mit einem Auftrag seiner Firma wieder ins Ausland sollte. Dadurch ist er am Ende leichter über den Verlust hinweggekommen, aber das Kind blieb da, das Mädchen Waldtraut. Richard Krüger ging jeden Tag hin in die Klinik und sah sich das zappelnde, schlafende, quäkende oder trinkende Etwas an. Richard Krüger rechtete nicht — nicht mit dem Kind da im Korbwagen noch mit jemand anderem. Das Kind war zu klein und zu dumm, um des Vaters oder des großen Menschen Schmerz zu verstehen und vielleicht eine gewisse Logik in den Worten und Gedanken zu finden, die gemacht werden konnten; und ein anderes, ein Etwas, an das man sich klammern konnte, wenn man nicht mehr weiter wußte, war für Richard Krüger nicht da. Er war so erzogen, daß er seinen Weg allein gehen mußte — ohne Bittgänge und ähnliche Dinge.

Als er zum ersten Male vom Kirchhof kam, ging er geradenwegs zu Hermann Borstenstedt. Sie kannten sich von Kind auf, weil ihre Väter aus einem Dorf stammten und immer zusammengehalten hatten; auch sie hatten nebeneinander gestanden, wo es not tat, und wenn Ri-

chard Krüger in späteren Zeiten gerade mal wieder in Deutschland war.

Richard Krüger sagte: „Wir müssen mal zusammen sprechen, Hermann; Anne — komm auch her, setz' dich hier hin." Er schob mit seinen großen ungefügen Händen einen Stuhl heran, als passe er hoch oben auf dem Brückenbogen eine Stahlstrebe ein, die ihm der Kran hinhält.

„Ich war eben draußen auf dem Kirchhof. Ich lasse das alles in Ordnung bringen, wie es so sein muß. Übermorgen muß ich dann weg, hätte so und so weggemußt — nur, es wäre mir ja lieber, wenn es anders wäre. Was mache ich mit dem Kinde — der Waldtraut —?" Er sah den Freund an, dessen Frau. — „Ganz ehrlich, Hermann, Anne — wollt ihr die Waldtraut nehmen? In Pflege erst mal und später — oder wollt ihr sie gleich als euer eigen Kind nehmen. Unsereins kann da draußen mal koppheister gehen, das weiß man vorher nicht. Da hat dann das Kind nix und niemanden, wird 'rumgestoßen und geschubst, und ihr —" Anna Borstenstedt sieht ihren Mann an. Wenn Richard Krüger jetzt nicht gekommen wäre, hätten sie sich auf den Weg gemacht, um mit ihm zu sprechen. Die Frau, gesund und groß und stark und blond, hat vom Arzt das Verbot bekommen nach der zweiten Fehlgeburt. Niemand weiß, was ist, kein Arzt, kein Professor, kein Wissenschaftler — niemand kann helfen. Und nun kommt Richard Krüger und spricht so. Sie legen alle drei die Hände zusammen, und weil Richard Krüger am zweiten Tage weg muß,

gibt er dem Freund schnell was „Schriftliches“ in die Hand, schreibt etwas auf, daß er damit einverstanden ist, wenn Hermann Borstenstedt das Kind in Pflege nehmen wird, und Anne geht mit ihm in die Klinik, wo der Arzt und die Schwestern nun wissen, wem sie das Mädel zu geben haben.

Dann ist also die Waldtraut Krüger bei Borstenstedts. Das ist nun für das Kind nicht viel anders als sonst, es spürt noch nichts von der großen Liebe der Frau, die ihm alles gibt, was sie ihren eigenen Kindern nicht geben kann. Sie ist nicht die Mutter des Kindes, nein, aber sie wird es einmal werden mit viel Arbeit und viel Sorgen und Mühen und vor allem mit der ungemessenen Kraft ihrer Liebe — damit wird sie dem Kinde einmal die rechte Mutter sein.

Hermann Borstenstedt geht am Morgen auf seine Arbeit, kommt am Abend wieder, guckt in das kleine Bett und sagt: „Unser Kind — was macht's denn?“ Wenn er nicht seine Uniform anzieht und irgendeinen Dienst zu tun hat, sitzt er mit einem Buch unter der Lampe. Zumeist aber peinigt er dann die Anne — ob die Waldtraut nicht dieses oder jenes oder ein anderes brauche, müsse, wolle — bis Anne gehörig auftrumpft. Dann freut er sich still und denkt an den Freund, der irgendwo da draußen in der Welt Brücken bauen hilft. Aber lange hält das gewöhnlich nicht vor, am übernächsten Abend beginnt der Mann das gleiche Fragenspiel.

Mit einem Male ist ein Brief da — ein amtliches Schrei-

ben. Sie können die Erlaubnis nicht bekommen, die Waldtraut zu pflegen, und es müsse ein anderer Pfleger bestimmt werden. Dieser Brief kommt am Vormittag, und Anne Borstenstedt rennt bis gegen Mittag verstört herum, steht immer wieder am Bett des Kindes, sie liest den Brief zum vierten Male, aber es bleibt dabei, daß sie die Waldtraut abgeben sollen, ihrem Antrag kann nicht entsprochen werden. Schließlich zieht sie das Kind an, bringt erst den Wagen, dann das Kind hinunter und ist, als die Fabriksirene die Mittagspause anheult, am Tor. Der Pförtner muß Hermann Borstenstedt aus dem Gemeinschaftraum rufen, und der Mann kommt eilig und kauend, die Thermosflasche in der Hand, über den Hof gelaufen.

„Was ist denn los?!"

Wortlos reicht Anne ihm den Brief. Er setzt sich auf einen Prellstein und klemmt die Thermosflasche zwischen die Knie, liest den Brief. Zuerst aber hat er in den Wagen geschaut und das Mädel begrüßt. Er liest also den Brief — und: das kann er nicht verstehn. Er sieht auf, sieht, daß die Frau wartet, aber er kann nicht so oder so zu Anne sagen, nein, das geht nicht. Das muß man erst einmal verarbeiten. Er liest den Brief noch einmal. Da steht: „Ihrem Antrag auf Erteilung der Erlaubnis zur Aufnahme eines Pflegekindes kann ich nicht stattgeben, weil Sie und Ihre Ehefrau einer Religionsgemeinschaft nicht angehören. Nach den bestehenden Bestimmungen muß bei Überlassung eines Pflegekindes die

Gewähr gegeben sein, daß das Kind zum Christentum erzogen wird. Aus diesem Grund..."

Weiter liest er nicht, schüttelt den Kopf. Das — wenn mit der Waldtraut so geschähe, das wäre ja gegen den Willen des Vaters. Das ist doch — Hermann Borstenstedt weiß: Es gibt Vorschriften, und sie haben vergessen, über solche Vorschriften, wie diese da und ähnliche, hinwegzumarschieren in den letzten Jahren. Also sind sie noch da. Er schickt Anne nach Hause. Man muß das erst einmal überlegen; so im Handumdrehen, wie man etwa die Thermosflasche ausgießen kann, so geht das nicht. Es geht auch nicht so, daß man einem Mädchen an der Schreibmaschine sagt, schreiben Sie mal Formular Nr. 333 — nein — er kann wohl das Werkstück nach einem bestimmten Plan abdrehen, das geht, weil von hunderttausend Maschinen eine wie die andere aussieht — aber mit den Menschen ist das doch anders. Nein, so geht das nicht. Christentum — Hermann Borstenstedt reißt den Kopf auf und steht groß und stark vor seiner Frau.

Anne hat ihn kaum einmal im Werkanzug — und so verschwitzt und verstaubt gesehen; aber nun weiß sie: der Mann da steht für alles ein, und wenn sie, da die Mutter immer dagegen war, ihrem Mann beim Kirchenaustritt nur gefolgt war, weil sie doch auch hierbei zusammengehörten — jetzt weiß sie, ihr Mann, der blaukittelige Arbeiter, wird seinen Weg gehen, und es wird richtig sein.

Sie geht nach Hause, beruhigt, gläubig.

Hermann Borstenstedt steckt den Brief in die Tasche, nimmt die Thermosflasche auf, blickt noch einmal der Frau nach, die sich umwendet und winkt. Dann geht er über den Hof in das Fabrikgebäude und tritt an seine Maschine.

Langsam wird ihm alles klar, da mußte die Maschine erst laufen, und feine Stahlspäne müssen sich erst vom Block drehen und biegen und müssen glänzen. Seine Handbewegungen sind kurz und sicher, unverwandt blicken die Augen auf den sich drehenden Block. Aber hinter der glatten Stirn gehen die Gedanken ebenso sicher und genau ihren Weg. Weil er nicht mehr Betgänger in einer Kirche ist, kann er die Waldtraut nicht pflegen und erziehen. Hat er denn den formalen Antrag an die Kirche gestellt — nein — an eine staatliche Stelle; und was haben Staat und Kirche miteinander zu tun? Er ist für diesen Staat marschiert, er glaubt an diesen Staat und seinen Führer, und des Führers Stellvertreter hat gesagt, daß man nicht Konfessionangehöriger zu sein braucht, um als Deutscher gut und stark zu sein. Er soll dem Mädchen seines Freundes, das dieser ihm gegeben hat in blindem Vertrauen, die Bibel in die Hand drücken einmal, es soll fromme Sprüche lernen, es soll zuerst von den Juden und ihren „Heldentaten" und ihrer „Moral" erfahren — und dann erst soll es Deutsche Geschichte lernen und Deutsches Wesen. Dann erst — es soll in die innere Not gebracht werden und das alles noch ein-

mal durchkämpfen, was er und Richard und ihre Väter schon durchkämpft haben und Hunderttausende anderer Deutscher auch. Warum nur? Ist das Glauben an Deutschland, an das Deutsche Volk, an seine eigene Kraft und Redlichkeit und Anständigkeit — ist denn das weniger — ist denn ein Mensch schlecht, wenn er nicht Christ ist? Kann er dann keine Kinder erziehen? Wenn sie nun selbst Kinder hätten, die Anne und er, die würden doch auch ohne Christentum zu anständigen Kerlen erzogen werden — verdammt nicht noch mal. Er hatte doch nicht die Absicht, aus der Waldtraut eine Straßendirne oder sonst einen unehrlichen Menschen zu machen.

Als Hermann Borstenstedt am Abend die Arbeit beendet hat und mit tausend Kameraden durch das große Tor hinausgeht, kann er nur lächeln.

Er wird morgen oder übermorgen aufs Amt gehen, und dann wird diese dumme Sache sich regeln lassen. Daran glaubt er, und er glaubt daran, weil alles seine gute und rechte Ordnung gefunden hat, dafür er in den Jahren des Marschierens und Kämpfens eingestanden ist. Und er weiß, daß zu dieser guten und rechten Ordnung gehört, daß ein jeder Deutsche Mensch seine ehrliche und einfache Frömmigkeit haben kann, auch wenn diese mit den Betgängen in die Kirche nichts mehr zu tun hat. Ob er das Kind behalten durfte?

Die Freifrau

Im Nassauischen saß vor langen Zeiten ein Rittergeschlecht, dessen Mannen in allen Diensten für Kaiser und Reich, aber auch in eigenen Dingen ihren Kopf einsetzten, ihn zumeist aber wieder durch den klugen und scharfen Verstand zu retten verstanden. Nunmehr ist es seit hundert Jahren in der männlichen Linie ausgestorben, damals aber — König Wenzel residierte zu Nürnberg der alten Deutschen Stadt und erließ dort das Gebot des Deutschen Landfriedens — lebte auf der Burg die Witfrau des ritterlichen Herrn. Sie war äußerlich eine große stolze Frau, trug aber ein Herz in der Brust, daß der Gnade ihres Geschickes immer bereit war, und manchesmal sann sie in tiefen Gedanken Fragen nach, die der Priester des Hauses nicht gern hinter der hohen Stirn hin und her schwingen sah. Die ritterliche Frau besaß neben den weiten Liegenschaften, die ihr der Gemahl, selbst Erbe einer langen Väterreihe, hinterlassen hatte, sechs Kinder, zwei Söhne, ritterlich in Art und Zucht und erprobt in Kampf und Fehde, aber auch in klugem und schnellem Wort, also dem Vater

ebenso gleich, wie die vier Töchter in schlanker Schönheit, in Stolz und fraulicher Würde die Ebenbilder der Mutter waren.
Nun hatten die Töchter in den letzten Jahren Männer gewonnen, in reinster Liebe waren die jungen Ritter zu ihnen gekommen, und die Witfrau konnte fast keinen anderen Unterschied zwischen den Eidamen und ihren Söhnen finden, als daß diese eben ihre Söhne und jene die Männer der Töchter waren; sie galten weit und breit in gleichem Maße als ritterliche Herren, die jede Fehde und jeden Kampf zu gewinnen verstanden, sei er nun mit dem Schwert oder mit dem Munde zu führen.
Nun war ein Abend im weiten Sommer; das letzte Licht zerfloß im Hinsinken des Tages zwischen den Hügeln der Landschaft. Der Fluß unten hatte schon die Schatten aufgefangen und trug sie mit schnellen Wellen dem großen Vaterstrom zu, daß er sie hineintrieb ins weite Meer. In den Büschen und Bäumen nahe der Burg sang da und dort noch ein Vogel seine abendliche Andacht. Droben im Eßsaal aber war die Burgherrin mit allen ihren Kindern beisammen. Das Essen war schon von der Dienerschaft abgetragen, nun standen die Pokale mit dem dunkelroten Wein dieser sonnengesegneten Landschaft auf den breiten Tischplatten, und die Männer und Frauen saßen herum, mit bald schnellen, bald wieder sachten Worten von ritterlichen Taten sprechend, von den Botschaften, die ihnen von Nürnberg und anderen Städten, vom Kaiserhof und von benachbarten

Rittern gekommen waren. Die Freifrau, weißen Haares und in dieser abendlichen Stunde gütigen Gesichtes, saß aufrecht in ihrem hohen, an den Lehnen zierlich geschnitzten Sessel; sie hatte die Arme auf den Lederpolstern liegen, daß die Hände, schmal und weiß, die Löwenköpfe einmuschelten, in die die Lehnen ausliefen. Die klugen Grauaugen schauten über die Gesichter hin, von einem zum anderen. Die Söhne und Töchter, Schwiegersöhne und Schwiegertöchter, zwölf jugendstarke Menschen, achteten in diesen Minuten, die sachte hinliefen im Sandglas, wenig des stillen eigenartigen Wesens, denn gerade berichteten die Brüder mit wechselnden Worten von einem Ritterzug, den sie vor kurzen wegen eines Streites mit den reisigen Knechten gegen eine Stadt unternommen hatten.

Aufrecht, aber doch in dem Reden etwas vornübergebeugt, saß der älteste Sohn, breitschultrig und dunkelblond wie sein Bruder, schmalgesichtig, mit hartem, aber nicht unguten Blick. Stärker gebogen war des Zweiten Nase, kraftvoller die Bewegungen seiner schwertgewohnten Hand, mit der er eben des Bruders Rede nahm, um sie mit schnellen zündenden Worten weiterzuweben. Den Söhnen gegenüber saßen die Eidame, jeder in Größe und Wesen, in Haarfarbe und Augenblick anders und alle zusammengenommen doch eine Verkündung des besten ritterlichen Blutes; bald die Hände auf die Eichenplatte des Tisches faustend, bald den Fuß des Pokals umklammernd oder sich über das Haar streichend, saß

keiner von ihnen in gebannter und steifer Haltung, vielmehr lebendig den Worten der Brüder folgend und mit kurzem Auflachen, mit schnellem Blickwechsel zum einen und anderen, mit einem jähen Wort zeigend, daß sie mit dem Sprechenden in härtestem Kampf standen. Zur Rechten und Linken der Männer aber saßen die Frauen, eine der anderen in stiller oder stolzer Schönheit nichts nachgebend, schlank und doch vollkräftig in der Jugend, Schultern und Hals entblößt in der guten Stunde des Abends, ein Kranz, geflochten aus reifem Korn, aus jungem Buchenlaub, aus Nachtschatten, darin wieder das dunkle Feuer eines Herdes aufzublitzen schien im Haar der Frau des ältesten Sohnes.

Die Freifrau atmete auf.

„Dieser Ehren sind zuviel", sprach sie in die Worte des jüngeren Sohnes hinein, der allsogleich mit seinem Sprechen innehielt, meinend, die Mutter wolle etwas zu den Kämpfen sagen, die er mit dem Bruder siegreich bestanden hatte; da die Frau aber nach diesen Worten, die aus der stillbetenden Tiefe ihrer Seele gekommen waren, schwieg und nur den alterszarten Kopf ein wenig verneinend bewegte, sprach er mit schnellen Worten weiter. So geschah es, daß, da niemand in diesem Augenblick fragte, der seltsame Ausspruch den Kindern erst wieder in die Gedanken kam, als alles längst vorbei war.

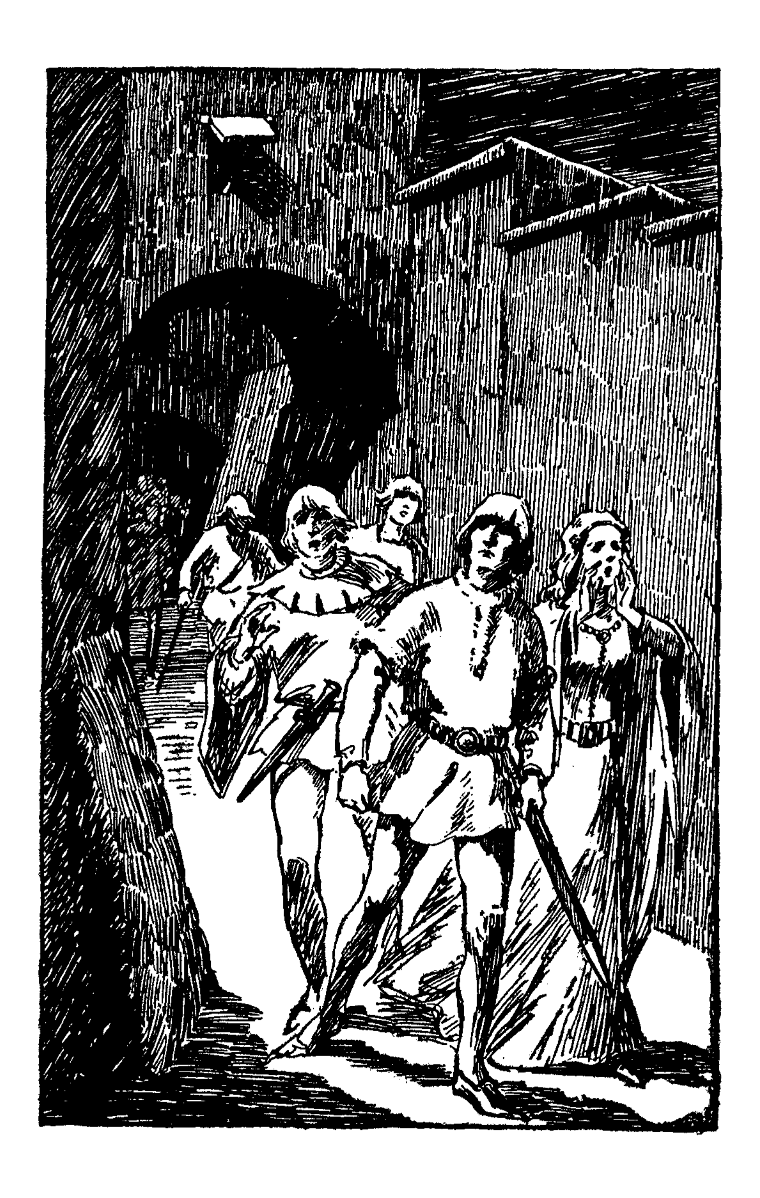
Die Burgherrin aber hatte mit diesen Worten der stummen Sprache ihrer suchenden Seele Ausdruck gegeben, indem sie meinte, daß ein stiller Mensch, der nur seinen

vielen Pflichten zu leben sich auferlegt hatte, unter den Ehren, unter dieser Vollendung seines Geschlechtes durch soviel Jugendschönheit und Jugendkraft nicht mehr zu leben vermöchte, ohne in seinen Sinnen einen Stolz zu entflammen, der ungut für die Einsamkeit der Seele war. Die Freifrau, wiewohl vielen Menschen stolz erscheinend, von dem Gesinde aber wegen der wohl schnellen, immer jedoch gerechten Worte geliebt und doch auch gefürchtet zugleich, wehrte sich in dieser abendlichen Stunde gegen den aufkommenden Feuerbrand in ihrer Seele, stolz, ungebärdig stolz zu sein über das Geschlecht, dessen Folger ihrem Schoß entboren waren, und die nun, vereint in redlicher Liebe mit gleichen Männern und Frauen, Zeugen dafür waren, daß dieses Geschlecht über die Zeiten hinweg dauern würde. Dieses Bewußtsein, diese aus unendlichen Fernen, da hinein weder des Menschen Hände noch Gedanken greifen durften, heraufleuchtende Gewißheit einer ihr als der Gebärerin dieser Jugend und Kraft und Schönheit und unberechenbare Zukunft zukommenden Ehre, ließ die mütterliche Frau zusammenschauern. Die Schultern und der Nacken, die so vieler Tage Last getragen hatten, bogen sich nun unter dem Lob aus unsichtbarem Mund, das über sie kam und die Mutter in ihr ansprach und emporhob.
Mit diesen, nun aber unausgesprochenen Gedanken erhob sich die Frau und ging hinaus, während Söhne und Töchter weiter zusammensaßen, denn es mochte sein, daß die Mutter nach den Dingen des Hauses sehen mußte,

die für den kommenden Tag noch zu ordnen waren, wie es oftmals geschah, daß die Gedanken daran sie überkamen, sie aufstand und still hinausging.

Die Lichter flackerten im holzgetäfelten Raum unter dem lauen Sommerwind der Nacht, bogen sich nieder und ließen einen nächtigen Schatten durch die offenen Fenster hereinwehen. Der älteste Sohn hielt plötzlich mit dem Sprechen inne, verstummte vor diesem Luftzug, der den Raum verdunkelte und ihm wie ein Ruf aus der Ferne, vielleicht vom Fluß unten herauf erschien. Er sprang auf, daß der Stuhl hinter ihm niederpolterte, starrte auf der Mutter leeren Sessel und eilte mit wenigen Schritten an das Fenster, das den Blick zum Fluß hinunter leitete. Der Mond war aufgekommen und lag mit breiten Silberstreifen unten auf den Wassern, stellte Lichte und Schatten in Busch und Hecken. Durch das Ungestüm des Älteren waren alle hellhörig geworden und begriffen mit einem plötzlichen, fast schmerzenden Weh, daß die Mutter schon seit Stunden hinaus war.

Sie liefen aus dem Saal; es ward gefragt und gerufen, es wurden Räume und Kammern, Ställe und alle Ecken der großen Burg abgegangen und durchrufen, das ganze Gefolge der Burg, Männer und Frauen, Knechte und Mägde liefen aus dem Hause und standen in den Feldern und auf den Wegen, durchschritten suchend die Hügel, ja, man rannte eilend und fast ohne Atem und Sinn hinunter zum Fluß, der leise singend durch die Nacht webte.



Die Freifrau aber, Mutter eines so starken Geschlechtes, blieb von Stund an, wie die Chronik berichtet, verschwunden, und nur ihr letztes Wort lebte, dieses große, unheilige Unverständnis, daß es der Ehren zuviel seien, Mutter eines solchen Kreises von Söhnen und Töchtern zu sein. Seltsam war dies Geschehen, auch wohl nie wieder an anderen Orten sich ereignend und die Menschen in Unruhe und Sorgen stürzend, denn aus den fernsten Zeiten her ist Mutterschaft die herrlichste Ehre des Frauentums, darunter jedes Weib sich immer wieder stolz aufrichten kann.

Dieses große Geschlecht aber gebar nach vier wechselvollen Jahrhunderten einen, der zwischen Kaisern und Königen stand, seine Feuerseele war hart in ritterlicher Zucht und gab ihm das Wissen von der Größe des Reiches der Deutschen — es war der Freiherr vom und zum Stein, der letzte seines Namens.





